

VERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Mr. 28.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 20. Juli 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. B.

37. Jahrg.

Das Amulett.

Novelle von Frida Schanz.

(Fortsetzung von S. 255.)

Nachdruck verboten.

Zwa zehn und ein halbes Jahr nach diesem Sommertag eilte ein stattlicher Offizier durch die breiten, schnurgeraden Straßen von Odessa sehr eifrig einem reizenden Mädchen nach.

Aus einem der großen Magazine in der Deribasstraße tretend, hatte die schlanke, einfach, fast ärmlich gekleidete Schönheit den dicht an ihr vorübergehenden jungen Mann einen Augenblick gleichgültig mit den ersten blaugrauen Augen gestreift. Während sein Blick aber wie gebannt ihr zartes, lebensvolles Antlitz musterte, ging plötzlich ein schnelles, tiefes Erröten über die weißen, frischen Wangen, und mit auffälliger Eile setzte das Mädchen, weder nach rechts noch links schauend, ihren Weg fort.

Die Aussicht auf ein entzückendes Abenteuer ließ den jungen Mann ihr folgen. Mit steigendem Interesse hielt er in der Menge der Passanten den leise gesenkten, feinen Kopf mit den unter einer schlichten Pelzmütze hervorquellenden starken dunkelblonden Flechten, welche die Wintersonne fröhlich vergoldete, fest.

Einmal, an einer Straßenbiegung, fuhr ihm etwas, wie ein Lichtblitz, durch den Sinn, aber ehe er die flüchtige Erinnerung bannen konnte, war sie verweht, und die schöne Erscheinung, die ihm einen Augenblick bekannt erschienen, war ihm wieder neu und fremd, wie vorher, was ihn nicht hinderte, sie immer anziehender zu finden.

Ohne sich umzuwenden, schien das Mädchen genau zu wissen, daß jemand sie verfolge. Mit der gleichen graziosen Hast eilte sie von Straße zu Straße, so oft wie möglich um Ecken biegend und so das ganze, in regelrechte Carrés getheilte vornehme Stadtviertel in einer schrägen Zickzacklinie durchschneidend.

In der Hoffnung, wenigstens noch einen vollen Blick auf ihr Gesicht zu gewinnen, beschleunigte der Verfolger endlich seinen Schritt und eilte, aufs Geratewohl einen Gruß wachend, an dem Mädchen vorbei. Je weniger er darauf gefaßt war, um so froher überraschte es ihn, das klare Antlitz mit einem freundlichen holden Lächeln sich dem seinen zuzuwenden zu sehen. Ein treuherziger Gruß aus den jetzt wie Frühlingsveilchen schimmernden Augen slog zu ihm auf.

Im nächsten Moment hatte er, von einer großen, frohen Ueberraschung übermannt, beide Hände des Mädchens ergriffen. „Marijska, du! Sie sind es! Welche Freude!“

„Haben Sie mich wirklich gleich erkannt, Zwan Fedorowitsch?“

Er sagte nicht ja, nicht nein, und es war auch nicht nötig, denn sie fragte in einem Atem mit anmutiger Sicherheit nach einer Menge Dinge, auf die er ihr, sie immerfort fröhlich antwortend, Antwort gab.

Ja, er war schon eine Reihe von Jahren hier in Odessa, und es gefiel ihm, er war in einem

Regiment von lauter flotten, reichen Jungen, die zu leben wußten. Ob er die Heimat jüngst wiedergesehen? Ach nein, nicht mehr seit den letzten drei Jahren, seit des Vaters Tode. Paul hatte jetzt das Gut, es stand nicht schlecht damit, der Vater hatte noch einen alten Dheim beerbt, ehe er gestorben. Zwischen Paul und ihm war alles so fremd wie je, er schien ein strenger Herr zu sein; einerlei, er sandte wenigstens regelmäßig, was an Zinsen auf Zwans Teil kam, Papa war in solchen Dingen wenig verlässlich gewesen.

„Aber Sie, Sie sind hier, Marijska? Schon lange? Für immer? Und Sie sind glücklich? Sie sind so groß geworden, so fremd, so — Mein Gott, wie wunderbar ist doch solch ein Wiedersehen nach zehn langen Jahren!“

Marijska hatte nicht viel Frohes zu erzählen. Ihr Mütterchen war längst gestorben, sehr schnell, bald nach dem Wegzug von Kalantaiska, die Jahre auf dem Steppengüthen lagen wie ein ferner schöner Traum hinter ihr; sie hatten so

schwer wieder eine Heimat gefunden, das schlechte Zeugnis des alten Herrn hatte ihrem Vater sehr geschadet; zuletzt hatte er in einem Kaufherrenklub in der Stadt eine Anstellung erlangt; das Schlimmste war, daß man nicht zusammenleben konnte; sie war bei einer Base in der Stadt aufgezogen worden und hatte allerlei gelernt; seit vorigem Winter war sie in Stellung, in einer jener Stellungen als Gouvernante, Jose und Gesellschaftlerin zugleich, wie sie tausend junge Mädchen inne haben, die von allem etwas und doch nichts ordentlich gelernt haben.

Sie nannte den Namen ihrer Herrin, Wera Petrowna, einen Namen, den der junge Offizier in Herrentreffen oft nennen gehört hatte.

Die Dame war als große, fesselnde Schönheit bekannt; man wußte, daß ihr Gatte, einer der reichsten Armeelieferanten, nicht viel danach fragte, wo und wie sie sich amüsierte, während er in Wahrnehmung seiner Geschäfte unermüdetlich in allen Teilen des Reichs umherjagte.

Ogleich Marijska mit einer Art von Ueberlegenheit und heldenhafter Heiterkeit über ihre Stellung sprach, fühlte Zwan aus jedem ihrer Worte mit regem Anteil heraus, wie unglücklich sie sich fühlte und wie schwer die unklaren, ungeordneten Verhältnisse, in denen sie lebte, ihren reinen Sinn beunruhigen mußten. Auch an der Erziehung der ihr anvertrauten Kinder schien die launenhafte Einnischung der Herrin ihr wenig Freude zu lassen.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie weh mir das alles thut,“ versicherte er aufrichtig betrübt.

„Ich bitte Sie! Lassen Sie sich dies alles nicht im mindesten leid sein,“ gab sie lachend zur Antwort, indem sie ihm an einer Straßenecke die Hand zum Abschied reichte. „Leben Sie jetzt wohl, ich möchte nicht, daß jemand von den Leuten oder den Kindern uns hier beisammen sieht.“

„Leben Sie wohl,“ entgegnete er, ihre Hand drückend, „und sagen Sie mir, wann ich Sie einmal wieder treffen darf.“

„D nie! Woran denken Sie,“ gab sie lebhaft und entschieden zurück, indem sie ihm die Hand schnell entzog. „Es war mir unmöglich, Ihren Gruß vorhin nicht zu erwidern, aber dabei soll es auch bleiben. Was kann ein vornehmer Offizier mit einem armen Mädchen, wie ich, zu thun haben? Ihre Kameraden würden lachen, wenn sie uns zusammen sähen.“

„Aber Marijska!“

„Und heimliche Zusammenkünfte würden mir erst recht nicht gefallen.“

„So soll ich nicht einmal erfahren, wie es Ihnen geht?“

„Das soll Sie durchaus nicht bekümmern,“ sagte sie voll heiterer Zuversicht.

„Es bekümmert mich dennoch sehr, Marijska.“

„Mich nicht. Es wird mir immer gut gehen. Wissen Sie nicht mehr, welch ein Amulett ich besitze?“ Sie sah ihn mit einem vollen, kindlich ernsthaften Blicke an. „Ja, das geweihte Goldstück habe ich noch, das Sie mir schenkten; es ist mein Talisman, und ich trage es immer bei mir. Sie können mich seinem Schutze getrost überlassen.“

So sehr er bat, sie ließ sich durchaus zu keinem Wiedersehen



Deshäkchen. Originalzeichnung von Reinh. Hoberg.

bestimmen; ehe er noch Zeit fand, gegen ihren Eigensinn zu streiten, war sie davongeeilt.

Der junge Trubekoi nahm trotzdem ihre Verfügung nicht ernst, im Gegenteil, diese ängstliche Abwehr deuchte ihm wie ein unbewußt schmeichelhaftes Zugeständnis und erhöhte sein Interesse für sie. Er dachte noch kaum an eine Liebeslei, doch ein freundlicher Verkehr mit ihr, und sei es wirklich nur ein zeitweiliges Sehen und Anteilnehmen, war ihm als Abwechslung in seinem ermüdenden, aufregenden und doch so schalen Leben gerade jetzt aufs innigste willkommen.

Seine Begeisterung für seinen Beruf war längst verflogen. Er war, wie er seiner Kindheitsgefährtin leichtthin erzählt, dem flotten und leichtlebigen Regiment der Stadt zugeteilt und befand sich in einem oft tödlich quälenden Zwiespalt zwischen den durch seine Beliebtheit noch erhöhten Anforderungen an ein kavalierrmäßiges Auftreten und der ewigen Unzulänglichkeit seiner Mittel. Unseligerweise war das Spiel auch ihm längst zur unentbehrlichsten Lebensgewohnheit geworden, und die Leidenschaft, mit der er es betrieb, barg für ihn um so größere Gefahr, da es seinem lebhaften glücksdürstigen Geist, dem jede kraftvolle Thätigkeit, jeder ernste, fättigende Lebensinhalt fehlte, das einzige erreichbare Mittel leichten Emporkommens schien.

Zu seinem Heil war sein Bruder Paul ein bis ins kleinste genauer Haushalter; so war ihm doch die Wohlthat eines kleinen bestimmten Zuschusses sicher. Leider war aber auch dieser nur eine freiwillige Gnadenpende; Zwan's Anteil an dem väterlichen Gut, dessen Schuldenlast durch jene Erbschaft kaum zu drei Vierteln gedeckt worden, war in der Berichtigung dringender ehrbedrohender Spielschulden längst aufgegangen. So war sein Leben trotz seines äußeren Glanzes nichts weiter als ein Hängen und Bangen, ein Fürchten und Hoffen von Tag zu Tag. Jede Abwechslung, jeder reinere Luftzug war ihm in dieser ungesunden Schwüle willkommen, und er ließ es mit einem eigenartigen Wohlgefühl geschehen, daß die Gedanken an das arme Mädchen mehr und mehr Gewalt über ihn gewannen.

Ihre rosigte, Geuntheit und Kraft atmende Erscheinung ließ ihn wirklich nicht mehr los. Zu jeder Tagesstunde sah man ihn in den nächsten Wochen, in seinen grauen Militärmantel gehüllt, ein fröhliches Feuer in den dunklen Blicken, in Kälte und wirbelndem Schnee durch die Straßen eilen und den Sturmsturm erst hemmen, wenn es ihm gelungen war, Marijscha, die mit Packeten beladen oder von dem Häuschen ihrer entzückend schönen kleinen Böglinge umringt, viel unterwegs zu sein genötigt schien, wenigstens mit den Augen zu begrüßen, mit denen er wohl auf verständlichste Art zu sprechen wußte. Des Mädchens strenger, abweisender Blick verbot ihm stets schon von ferne jede weitere Annäherung in einer Weise, die ihn wider Willen zum Gehorham zwang. Trotzdem erfüllte ihn die Erinnerung an diese kurzen Begegnungen mit einem angenehmen lieblichen Gefühl, das ihm den ganzen Tag über treu blieb. Mit immer größerer Sicherheit sah er in der strengen und stolzen Zurückhaltung Marijschas ein Zeichen ihrer beiseitigen und demütigen Liebe, immer mehr lag ihm daran, ihr zu beweisen, daß er es treu und gut mit ihr meinte; die kühnsten Pläne durchkreuzten sein Hirn, in schlaflosen Nächten wünschte er bald mit heißer Inbrunst reich und unabhängig genug zu sein, um das arme liebevolle Kind zu sich erheben zu können, bald ergriff ihn die verzehrende Sehnsucht, den Mitternachts seiner freudlosen Existenz dahingeben und irgendwo in der gesunden Luft eines beiseitigen, thätigen Daseins ihr angehören und sie besorgen zu dürfen.

Zu dem Bestreben, sich endlich mit Marijscha zu verständigen, merkte er indessen, daß ihre Zurückhaltung wirklich ernsthafter war, als er anfangs gedacht. Nachdem sie auf den ersten Brief, den er ihr sandte, mit der ernstesten Bitte geantwortet, sich durchaus nicht um sie zu kümmern und sie ihren Weg, der ohnehin steil und mühsam sei, ungefährdet weiter gehen zu lassen, sandte sie alle weiteren Zuschriften uneröffnet und umgehend an ihn zurück; seine Bemühungen, sie auf der Straße anzureden, scheiterten an dem fremden, fast harten Blick, mit dem sie ihm Schweigen gebot; sie schien immer kühler, ruhiger und beherrschter zu werden, jemeher das Gefallen an ihr und vielleicht auch Verger und Zorn über ihr eigensinniges Zurückhalten seine Neigung zu leidenschaftlicher Liebe steigerten. Nur einmal, als er ihr in der Dämmerung bis fast in die Wohnung gefolgt war, reichte sie ihm, sich schnell umdrehend, plötzlich die Hand und sagte mit bewegter, zitternder Stimme: „Ich bitte Sie, geben Sie es auf, Zwan Fedorowitsch! Wozu wollen Sie mich unglücklich machen? Glauben Sie, daß man es nicht bemerkt wird, wie Sie mir Tag für Tag folgen? Sie treiben Ihren Scherz mit mir, und ich —“

Wie ein geschicktes Reh eilte sie, von einem fernen Fußtritt geschreckt, davon.

Der Klang ihrer Stimme lag dem jungen Offizier auf dem ganzen Heimweg wie süße Musik in den Ohren. Nun erst recht wollte er ihren Widerstand besiegen. Gleich einer Erleuchtung kam es über ihn. Wozu ihr ein heimliches Stelldichein abschmeicheln, wozu dem Verhältnis etwas Verantwortungsvolleres, Bindenderes zugestehen, als es jetzt noch besaß? War es nicht nötiger, den Zauber unauffällig auf die Probe zu stellen, der ihn jetzt gefangen hielt, ohne sie dabei bloßzustellen? Wozu hielt Wera Petrowna ein offenes Haus? Wozu war sie als bezaubernde Wirtin bekannt, die es ihren Gästen so leicht machte, bei ihr Eintritt zu erlangen und heimisch zu werden?

Einer seiner Regimentskameraden, ein leichtlebiger, über alle Vorurteile erhabener Mensch, verkehrte seit längerer Zeit in ihrem Hause und sollte ihn einführen.

Daß dieser Gedanke ihm nicht früher gekommen war! Alle Schwierigkeiten schienen durch ihn gelöst. Marijscha sollte sehen, daß er beständig war und daß eine Liebe, wie die seine, sich nicht durch einen eigenstimmigen Verzicht abschütteln und aus dem Wege schaffen ließ.

Von ganzem Herzen lernte er diesen Einfall segnen. Marijscha verlor wirklich ihre ungläubige Scheu und lernte daran glauben, daß er sie sehr lieben müsse. Zwar flammten ihm ihre Augen bei seinem ersten Eintritt in den festlich erleuchteten Salon ihrer Herrin in tödlichem Erschrecken entgegen; aber er verstand mit heimlichen Blicken, die sie zugleich beruhigen und beglücken mußten, innig und beschwörend zu ihr zu reden; jedes Wort, das er sprach, sagte ihr, er sei für sie da, aber nicht um sie zu trüben. Sein witziges, gewandtes Geplauder mit der schönen Frau des Hauses, die ihn halbvoll genug empfing, war voll tausend verstanter, liebevoller Anspielungen für sie; mit schnell erlangter Vertraulichkeit schien er die bunte, prunkende Pracht

der mit orientalischem Luxus ausgestatteten Räume wieder und wieder zu loben, um nur im Vorüberwandern den Blick immer von neuem mit verschwiegenem Gruß an dem kleinen Theetisch haften zu lassen, wo Marijscha vor dem dampfenden Samowar stand und in durchsichtig feinen japanischen Täßchen den dunkelgoldnen Trank kredenzte. Auf seine Bitte stellte Wera Petrowna ihm ihre Gesellschaft selbst vor, nicht ahnend, welches Vergnügen sie ihm bereitere, welcher Genuß es für ihn war, die reiche edle Erscheinung seines Lieblings neben der durch alle Toilettenkünste erhöhten weichlichen, verführerischen Schönheit der reifen blendenden Frau zu sehen.

Das volle, farblose, klassisch geschnittene Antlitz Wera's mit der niederen Stirn und dem sonderbar bestrickenden Blick der großen, verschleierte Augen schien ihm nur als Folie für das offene, klare Mädchengesicht des Hineinversenkens wert; aus den wenigen höflich-fremden Worten, die er mit Marijscha sprach, klang, von ihr allein verstanden, der verständlichste Wiederhall aller dieser Eindrücke heraus.

Von diesem Gesellschaftsabend an war der junge Trubekoi einer der bevorzugtesten Freunde und häufigsten Besucher der schönen Frau.

Er fand eine Art und Weise, ihr in halbironischem, halb schmachtendem Ton den Hof zu machen, der sie zugleich empörte und entzückte und ihr seine Gesellschaft immer gleich fesselnd und neu sein ließ.

Kein Mensch ahnte den wahren Grund seines Kommens, obgleich er auch öffentlich gegen die reizende Gesellschafterin eine ritterliche, ehrerbietige Höflichkeit übte, die von der teils faden und zudringlichen, teils geringschätzigen Art der übrigen Besucher verschieden war.

Die Dankbarkeit hierfür mochte dazu beitragen, daß Marijschas Trotz und Zurückhaltung endlich dahinschwand, daß sie die heimlichen Liebesblicke Zwan's mit süßem, glücklichen Lächeln erwiderte und ein verstohlenes Einverständnis duldete, das in einem schnell gestüßten Wort, einem in alltägliches Gespräch hineingestreuten, leisen schwärmerischen: „Ich liebe dich,“ einem Händedruck, einem von Hand zu Hand wandernden Beikneifen seinen unschuldig holden Ausdruck fand. Nach ein paar Wochen schob der junge Mann sogar einen kleinen goldenen Ring an die geliebte, schlante Hand, ohne daß Marijscha es hinderte, obgleich sie tiefer erblaste und mit den von Thränen verdunkelten treuen Augen gleichsam flehend zu fragen schien: „Was soll aus dem allen werden?“

Zwan war in dieser Zeit so glücklich, daß er auch von der Zukunft das Beste hoffte. Er spielte höher als je, wagte im förmlichen Rauf das Aeußerste und gewann wie nie zuvor in seinem Leben. Seine Freunde, die ihn in eine wirkliche unsinnige Leidenschaft für Wera Petrowna verstrickt glaubten, ahnten nicht, daß er auf dem goldenen Grund, den er plötzlich unter die Hände bekam, in allem Ernst eine Häuslichkeit für sich und ein armes schönes Kind aufzubauen träumte, dem er noch heute, wie einstmal, gern all sein Eigentum zu Füßen gelegt hätte.

Indessen dauerte das Glück nicht lange. Kleine Verluste, die ihn zu rechtzeitiger klugem Einhalten hätten mahnen sollen, steigerten seine Gewinnlust zu toller Aufregung und rissen ihn zu den thörichtesten Wagnissen fort. Er fing an, in ebenso großem Maßstab zu verlieren, wie er vorher gewonnen hatte, und war um so verzweifelter über sein Mißgeschick, als ihn der Besitz jetzt noch in ganz anderem Maße wertvoll und wünschenswert erschien, als früher.

Deftiger als je erschien Zwan jetzt in Wera Petrowna's Haus, und mit heißeren Blicken hing er an Marijscha, wenn er sie im Vorraum oder bei den Kindern traf. Er schien sie mehr als je zu suchen, und doch war seine Neigung unklar und launisch, und doch geschah es, daß sie an ihm vorbeistreifte, ohne daß er sie sah; er quälte sie, so oft er ihr ein paar Worte zuflüstern konnte, mit Vorwürfen, daß sie so kühl sei und ihn so wenig zu lieben scheine; die Zornigkeit und Zartheit seiner Neigung schien geschwunden; er wurde immer mehr ein anderer, als früher, eine sonderbare Unruhe beherrschte ihn, etwas Launenhaftes und Gereiztes lag in allem, was er sprach und that; es war, als triebe ihn wirkliche Herzensqual immer wieder in Marijschas Nähe, aber Mißmut und Verstimmung ließ ihn die Sprache holden heimlichen Einverständnisses, die sein Wesen vor kurzem noch so überzeugend zu sprechen gewußt, nicht wiederfinden.

Marijscha verstand dies alles so, wie sie es bei ihrer stolzen und etwas harten Ehrenhaftigkeit verstehen mußte. Sie gehörte zu jenen Frauen, die sich eher das Herz aus der Brust reißen, als sich etwas vergeben, die, der leinsten Andeutung gehorchend, eher jeden Verzicht freiwillig vorweg nehmen, als sich gedemütigt und verschmäht sehen wollen. Niemand merkte ihr an, daß sie in schlaflosen Nächten unter leidenschaftlichen Thränen ihr junges Glück begraben hatte. Sie war sorgsam, umfichtig, immer geschäftig, wie je. Aber für Zwan lag in ihrer gleichgültigen, gefassten und verständigen Art etwas, das ihn vollends den Boden unter den Füßen verlieren ließ, das ihn aufs tiefste reizte und ihm im Verein mit der immer wachsenden Schwere seiner Spielniederlagen zu immer schwererer Verstimmung hinriß.

In dieser Gemütsverfassung ward ihm der leichtfertige, vertrauliche Umgangston, der zwischen ihm und Wera Petrowna herrschte, immer natürlicher.

Mit der Duldsamkeit eines aufs äußerste überfättigten und verwöhnten Weibes nahm die schöne Frau alle seine Unarten hin; sie konnte, im weißen Morgenkleid auf die Couchette geschmiegt, den Kopf leicht zurückneigt und die Wölken der großen Papyrus, die sie, um die weißen Finger nicht anzurauen, in goldenem Halter hielt, in die Höhe sendend, stundenlang seinen beißenden Ausfällen mit einem trägen, wohligen Behagen lauschen, seine lecke Ironie, seine Nachlässigkeit, seine Weltverachtung amüsierten sie, die Offenheiten, die er ihr sagte, rissen sie zu ihrem eigenen Entzücken zu immer neuen kleinen Proben eleganter Schlagfertigkeit hin.

Immer fremder und reiner, immer weiter entrückt stand Marijscha ihm gegenüber, je mehr er sich, ihr zum Trotz und sich zu armeligem Trost, in dieses leichtfertige Spiel verlor. Sie wich ihm aus, sie hörte nicht mehr, was er zu ihr sprach; jede Bewegung in seiner Gegenwart zeigte, daß sie alles zwischen ihm und ihr für beendet betrachtete.

Nun glaubte auch er sich so weit, sie zu hassen zum Lohn für die Ruhe und Ueberlegenheit, mit der sie seine herablassende Neigung von sich geworfen. Und doch kam der Tag, wo sein Inneres vor ihm selbst offenbar wurde, wo er erschreckend gewahrte, wie tief die gekränkte Liebe zu ihr noch in seinem Herzen lag.

An einem Morgen nach toller Nacht, die er teils auf einem Hausball bei Wera, teils bei den Kameraden im Klub verbracht, traf ihn, überraschend wie ein Blitz an einem Wintertag, die Nachricht, daß sein Bruder Paul, infolge eines Sturzes vom Pferde, plötzlich gestorben sei.

Die Brüder hatten sich von ihren ersten Jahren an un-natürlich fremd gegenüber gestanden. So war die Bestürzung jetzt nur so groß, wie jeder plötzliche Tod sie uns giebt; durch den Schrecken brach es mit unwiderstehlicher Gewalt: während seine bebenden Finger das Papier mit der Trauerkunde noch hielten, klang es in seinem Herzen auf einmal hell, erschöpfend, friedvoll wie Heimatglocken.

Kalantaiska war sein Alles; was jetzt wie Ketten an ihm hing, konnte er von sich werfen; er konnte in Stille und Frieden glücklich werden, mit ihr! Seine Augen wurden feucht; im nächsten Augenblick aber warf er sich auf die Couchette und stöhnte laut. Nein — nicht mit ihr!

Jetzt fühlte er, jetzt wußte er erst genau, daß sie ihm ganz verloren war und daß es nichts gab, wodurch er sie wieder-gewinnen konnte. Und an dem verzweifeln den Schmerz, den er empfand, an dem bitteren Zorn gegen sich, gegen Gott und die Welt, ermaß er mit Erschrecken, wie unsäglich lieb sie ihm war.

In dumpfer Unentschlossenheit brachte er die nächsten Wochen hin. Er wollte, nachdem er von dem traurigen Begräbnis heimgekehrt war und die quälenden Schulden mit Hypotheken auf das jetzt in leidlich gutem Zustand befindliche Besitztum gedeckt hatte, am liebsten gleich seinen Abschied nehmen und aus dem Strudel des bunten Lebens sich in die Ordnung des stillen, thätigen Daseins retten, um das er, solange er denken konnte, seinen Bruder heimlich beneidet hatte. Aber er verschob die Ausführung seines Entschlusses von Tag zu Tag. Das Aufstehen zu einem neuen Leben, dessen Inhalt nur die Arbeit war, erschien ihm auf einmal furchtbar nutzlos und ohne Reiz und Schimmer; er sah in die Zukunft wie in eine trostlose Leere, in die er sich fürchtete, den ersten Schritt zu thun; der Heimat Zauber, der an Kalantaiska hing, hatte sich ihm gleichsam in Gift verwandelt; er wußte, daß es nur mit einem Herzen voll Glück, ohne Sehnsucht und Groll, auf der kleinen Insel im weiten Meer der Steppe auszuhalten sei.

So ließ er sich, zögernd und zagend, immer aufs neue von den Banden halten, die ihn zu halten begehrt. Seine Freunde verloren nur ungern den umgänglichen Kameraden, der ein wenig mehr zu sagen wußte, als der Durchschnitt von ihnen; am meisten schien es Wera Petrowna angelegen zu sein, sich den unterhaltenden Gesellschafter zu wahren; sie bot, seit das erste Mal vom Scheiden die Rede war, ihre ganze, eigentümlich süße, lässige Lebenswürdigkeit auf, um Zwan zu fesseln; sie hatte eine Art, mit seiner Uebellaunigkeit zu rechnen, ihn zu necken und leis herauszufordern, die wie eine Liebes-tönung wirkte; mit vollem Bewußtsein, eine andere zu lieben, trotz seines und ihres Widerstrebens zu lieben, gab er sich dem Reiz dieses eigentümlichen Umgangs hin.

So schwanden die Wochen, ohne daß er einen entscheidenden Schritt gethan; der Frühling kam, und die Mäzzen entfalteten ihr feines Laub in den schönen Straßen der Stadt und auf den Boulevards am Bord des dunkelblauen Meeres.

Ein Verwalter, den Zwan für Kalantaiska engagiert hatte, versorgte dort die Geschäfte so schlecht wie nur möglich; Zwan fragte kaum danach; er galt jetzt allgemein als der erklärte Liebhaber Wera Petrowna's. Sie erschien an seinem Arm im Theater und bei den Konzerten, die seit Beginn der wärmeren Tage allabendlich in den Boulevardanlagen stattfanden; er fuhr und ritt mit ihr spazieren, und ihre Kinder eilten, so oft sie ihn von weitem sahen, mit ungestümem Jubel über die Straße herüber auf ihn zu. Es war seine neueste Laune, die wilden Knaben und Mädchen noch mehr zu verzeihen und sich an ihrer unbändigen Anhänglichkeit zu ergötzen; auch darin mußte die Welt eine Schuldigung für die Mutter der schönen Geschöpfe sehen; er dachte jedoch kaum an Wera, wenn er voll Leidenschaft die Mädchen ihrer kleinen Ebenbilder küßte; nur daß Marijscha den wilden Tollheiten, die er mit den Kindern trieb, zuschauen mußte und daß sie immer so kühl und ruhig blieb, immer die Macht besaß, ihn wie einem ganz Fremden sicher und beiseitigen gegenüber zu stehen, reizte ihn so unsäglich.

„Sie spielen wieder, Zwan?“ fragte Wera Petrowna, die nun längst, wenn auch noch nicht ganz klaren, Einblick in die Verhältnisse ihres Freundes erlangt hatte, eines Tages, nachdem ihr Blick lange auf den verdüsterten Zügen seines schmalen Gesichtes geruht hatte.

Sie rauchten beide, wie gewöhnlich, nach dem Gabelfrühstück ihre Cigarette in Wera's Boudoir; sie hatte ihr kostbares eingelegetes Patientensitzchen vor dem Divan stehen, auf dem sie ruhte, und er blätterte, zu ihren Füßen auf einem Taburet sitzend, den schlechten französischen Roman durch, den sie zuletzt durchflog.

Gemächlich blickte er auf und steckte erst eine goldene Nadel, die aus ihren vollen, leicht zusammengeknüllten Flechten zu fallen drohte, langsam zurecht, ehe er Antwort gab.

„Was soll ich thun?“ entgegnete er mit leichtfertiger Achselzucken. „Auf die eine oder die andere Weise sucht ja doch jeder glücklich zu werden.“

Er spielte in der That, trotz aller besseren Vorsätze, wieder. Die Unentschiedenheit seiner Lage, eine tiefe innere Zerissenheit, ein gewisser Ueberdruß am Leben hatte ihn die Anregung, der er sich früher aus Freude am Gewinn ausgesetzt, jetzt als wahre Erquickung suchen lassen. Das Gefühl, auf dem Sprünge zu stehen, mit allen Chancen des Lebens gewissermaßen va banque zu spielen, machte ihn gleichgültiger und unvorsichtiger, als er je gewesen; er strich mit einer ihm selbst neuen Kaltblütigkeit hohe Summen ein und verlor sie eben so ungerührt wieder. Wochenlang hatte die Wagschale seines Glückes geschwankt, bis sie jetzt, an dem Abend, der jenem Gespräch vorausgegangen, schnell und erschreckend tief gefallen war.

Während er mit halb schwermütigem, halb leichtfertigen Gleichmut über seine Lage scherzte, sah es in seinem Innern furchtbar aus. Im Bewußtsein seines kleinen Besitzes hatte er mehr und mehr gewagt und mehrermale im Fieber des Spiels größere Summen für ganz kurze Fristen aufgenommen und mit seinem Ehrenwort verbürgt. Dieses Geld war bis auf den letzten Kopfen verloren, und das Spielglück der nächsten Abende mußte über seine ganze Existenz, über seine Ehre, über seine Berechtigung zum Leben überhaupt entscheiden.

(Schluß folgt.)

Ueble Angewohnheiten.

Nachdruck verboten.

Was sind üble Angewohnheiten? Woher kommen sie? Wer besitzt sie? — Drei Fragen sind das „inhalts-schwer“.

Wer die erste erörtern wollte, der müßte ein Buch schreiben, und er würde sie auch damit nicht erschöpft haben. Da ein solches Untersuchen mir fern liegt, so lasse ich sie vorläufig beiseite und wende mich der zweiten Frage zu, deren Beantwortung sich schon etwas kürzer fassen läßt. Sie lautet: üble Angewohnheiten entstammen der Bequemlichkeit und dem lässigen Sichgehenlassen, der Selbstliebe, der Gedankenlosigkeit, sie wuchern, wo man nicht gehörig Selbstkritik übt, nicht gebührend Rücksicht auf andere nimmt, sie entstehen aus einer Reihe von Schwächen und Fehlern, welche das gemeinsame Erbeil der Menschheit sind. Daraus ergibt sich die recht kurze Antwort auf die dritte Frage: wer besitzt üble Angewohnheiten? — alle Welt!

Ja, meine verehrte Leserin, auf die Gefahr, mir Ihren höchsten Unwillen zuzuziehen, wage ich kühn zu behaupten: Sie und ich, wir alle besitzen unser Teil davon. Doch Sie haben gewiß nicht die üble Angewohnheit, die Wahrheit nicht vertragen zu können, sondern sprechen bescheiden und stolz zugleich: homo sum.

Sie zürnen mir nicht, auch wenn ich Ihnen nicht das Geständnis mache, daß mir ein Mensch ohne eine einzige kleine gehäßliche Angewohnheit gar nicht recht sympathisch wäre, daß ich ein solches Muster der Vollkommenheit wohl gebührend bewundern würde, aber nie in ein näheres Verhältnis zu ihm zu kommen vermöchte, sondern stimmen mir bei! O, meine Damen, da werden Sie sogleich eine üble Angewohnheit von mir kennen lernen: wenn man mir den Finger giebt, so nehme ich leicht die ganze Hand. Schon genügt mir Ihr Zugeständnis nicht mehr, ich gehe in meinen Forderungen weiter und werbe Sie sämtlich zu Mitarbeiterinnen für mein demnächst zu verfassendes Buch „Ueble Angewohnheiten“, vielleicht nennen wir es auch „Berechtigte Eigentümlichkeiten“, wir verständigen uns noch darüber. Zuverlässig helfen Sie mir. Denken Sie dieser Artikel sei ein großer Kanon, vielleicht zu einem Zimmer-teppich; überall sind Stühle angefangen, aber daneben finden sich leere Flächen, deren Ausfüllung Ihnen überlassen bleibt. Sie werden das schnell genug fertig bringen, denn, einmal angeschlagen, ist das Thema unerlöschlich.

Erzähle ich Ihnen z. B. von einem Freunde, der in jedem Satze, den er spricht, mindestens einmal die Redensart „wissen Sie“ hören läßt, so werden Sie sich sogleich eines anderen erinnern, dessen Lieblingswort „allerdings“ oder „natürlich“ ist. Gestehe ich Ihnen, daß ich in der Unterhaltung mit jenem Mann unwillkürlich immer auf dieses Stichwort warte, so werden Sie mir vertrauen, daß es Ihnen ähnlich ergeht, wenn Sie aus dem Munde einer überhöflichen alten Dame unzählige-mal „entschuldigen Sie“ zu hören bekommen.

Eigentlich ist das Höflichkeit und keine üble Angewohnheit; sie wird es hier durch den mechanischen Gebrauch, bei dem ebenförmig gedacht wird, wie bei Lieblingsausdrücken, die im Grunde unhöflich, ja sogar beleidigend sind. Wer beim dritten Worte fragt: „Verstehen Sie?“ — bekennt eine geringe Meinung von der geistigen Fähigkeit des Angeredeten; ärger treibt es freilich noch derjenige, der seiner Verwunderung über das Gehörte durch den Ausruf: „Das ist nicht möglich!“ Luft macht, oder der als besondern Drücker für seine Erzählung versichert: „Sie haben keinen Begriff davon!“

Diese sprachlichen üblen Angewohnheiten lassen sich durch eine sehr große Menge von Beispielen vermehren; sie sind aber doch mehr lächerlich als tadelnswert und stehen in gar keinem Verhältnis zu anderen, bei denen ebenfalls der Mund beteiligt ist.

Aha, jetzt soll von den üblen Angewohnheiten die Rede sein, welche beim Speisen zu Tage treten! Warum nicht? Zwar wollte ich auf etwas anderes kommen, aber wir können uns auch mit dieser Figur unseres Musters beschäftigen. Die üblen Angewohnheiten sind physischer und moralischer, häuslicher und geselliger Art, wir wollen keine allzustrenge Einteilung machen, sondern sie fassen, wo wir sie gerade finden, also meinetwegen auch bei Tische.

Stellen wir uns nicht auf den Standpunkt des Engländer, der demjenigen, der sich den kleinsten Verstoß gegen die von ihm aufgestellten und beinahe für heilig gehaltenen Speiseregeln zu schulden kommen läßt, die Qualität eines Gentlemans oder einer Lady abspricht; immerhin giebt es in dieser Richtung eine Reihe von üblen Angewohnheiten, welche für den Tischgenossen sehr lästig werden können. Mich überläuft eine Gänsehaut, wenn ich meinen Nachbar das Messer an die Lippen führen sehe, um auf diese Weise der Sauce habhaft zu werden. Einen andern erregt Entsetzen, wenn Speisen geschneitten werden, die mit der Gabel zerteilt oder gebrochen werden sollten. Doch es ist schon genug, der üblen Angewohnheiten bei Tische sind Legion — und doch lasse ich mir alle, selbst das Abtunken der Sauce mit Brot noch lieber gefallen, als andere, welche zuweilen von Leuten begangen werden, die ihre Speisen mit dem feinsten Anstande zum Munde führen. Sehr, sehr üble Angewohnheiten hat derjenige, der, nur mit der Sorge für seinen Magen beschäftigt, stets das beste Stück zu erlangen bedacht ist, der keine Kompottschüssel weiter schiebt oder sich des Desserts bemächtigt, bevor die Reihe daran gekommen ist. Wer häufig an Wirtstafeln speißt, kann in dieser Beziehung Studien machen; Sie haben sicher von Ihren Sommerreisen alle schon ähnliche Erfahrungen mitgebracht, meine Damen; es giebt aber Leute genug, die sich selbst in Privatgesellschaft nicht zusammennehmen können. Sie haben sich eben zu Hause, wo sie glauben sich alles erlauben zu dürfen, diese häßlichen Dinge angewöhnt und begehen sie nun halb unbewußt — Gewohnheit wird zweite Natur.

Sie wird es, seufzt eine Mitarbeiterin, mich verdrießt es, wenn ich Menschen, die Zeit im Ueberflusse haben, die Speisen hinunterschlingen sehe, als hätten sie in drei Tagen nichts gegessen. Ganz recht, aber das allzu langsame, gemächliche Kauen ist auch eine Gewohnheit, die nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört; man stellt stillschweigend an die ganze Tischgesellschaft die Zumutung, zu warten, bis man mit dem aufgetragenen Gerichte fertig ist.

Warten! Warten! tönt es von allen Seiten. O, was ist es für eine unangenehme Angewohnheit, nie zur rechten Zeit fertig zu sein! Welch eine Qual ist es, warten zu müssen! Da

haben wir sogleich zwei üble Angewohnheiten mit zahlreichen Auszweigungen: das Wartenlassen und das Nichtwartenkönnen, die Unpünktlichkeit und die Ungebuld. Treffen gar zwei solcher Angewohnheiten aufeinander, so können sie vulkanische Ausbrüche veranlassen, doch ist schon eine hinreichend, um recht viel Verdruß und ernste Schädigung herbeizuführen. Es braucht nicht ausgemalt zu werden, welche Pein es ist, auf unpünktliche Menschen warten zu müssen, um ihretwillen um die Duvertüre in der Oper zu kommen, den Eisenbahnzug zu vermissen und überall noch dafür angesehen zu werden, daß man selbst die üble Angewohnheit hat.

Wenn sie es wenigstens noch eingestehen wollten, meinen Sie, verehrte Mitarbeiterin. Ach, Sie haben ja so recht! — „Ich komme sogleich“ — „augenblicklich“ heißt es, und so wird man hingehalten. „Fünf Minuten“ sind auch eine sehr verdächtige Redensart; wer mit der Versicherung eintritt, er wolle die kostbare Zeit nicht lange in Anspruch nehmen, setzt sich nicht selten für ein paar Stunden fest.

Zur Strafe, daß er nicht warten kann, lassen wir den Ungebuldigen ganz beiseite, doch schon macht er sich durch unruhiges Hin- und Herlaufen bemerkbar, durch Aufspringen und Niederlegen, durch Scharen mit den Füßen, auch reißt er Thüren und Fenster auf, schließt sie entweder mit Geräusch oder auch gar nicht wieder. Es ist erstaunlich, wie viele Menschen die Kunst des Stillstehens niemals sich zu eigen gemacht haben, sondern von einer schier unheimlichen Beweglichkeit der Gliedmaßen sind. Man kann „sekrank“ im Zimmer werden, wenn man durch ein böses Ungefaß auf dasselbe Polster mit einer Person zu sitzen kommt, die sich in einer leise wiegenden Bewegung gefallt. — Halten Sie es für leichter, mit ansehen zu müssen, wenn jemand in einem bestimmten Kreise umherläuft? Oder wenn er die Daumen umeinander dreht? — Nein, meine Gnädige, noch unangenehmer ist es mir aber, wenn er sie leise knacken läßt; ich vererbe lieber die Unart, seine Thür hinter sich zu schließen oder sie mit heftigem Geräusch hinter sich zuzuschlagen.

Man hört die Leute da doch wenigstens kommen, wird mir eingeworfen; diese geräuschvolle Angewohnheit sei immer noch besser, als die des Leiseretens und Schleichens, des Säusens und Horchens, des Raschens, sei es von Schwären und Süßigkeiten, sei es von anderen nicht buchstäblich eßbaren Dingen. Vollständig einverstanden. Es ist eine sehr üble Angewohnheit, im Zimmer anderer die Augen beständig nach allen Himmels-gegenen schweifen zu lassen. Es ist beinahe schon mehr als eine üble Angewohnheit, wenn man es sich nicht verjagen kann, dort den Schreibtisch mit raschen Blicken zu mustern und, kann man dazu kommen, auch einen Brief, ein Schriftstück zu lesen, das schwerlich für fremde Augen bestimmt ist. Sie meinen, man solle dergleichen Sachen nicht offen liegen lassen? Wohl richtig, doch „my house is my castle“ denkt mancher; ich kann diese Sorglosigkeit nicht guthießen, viel tadelnswerter scheint mir aber die, empfangene Briefe in den Papierkorb zu werfen und dadurch zur Kenntnis der Diensthöfen und durch deren Vermittelung als Makulatur in weitere Kreise zu bringen.

Das geschieht doch nur mit gleichgültigen Dingen, sagt man mir. Wer kann so genau wissen, was für andere gleichgültig ist? Ach, seufzt man da schallhaft, die Briefe anderer sind ja in der Regel so gleichgültig für den Unbedeutendsten; ich möchte es auch eine üble Angewohnheit nennen, wenn jemand einen empfangenen Brief in der Tasche mit sich herumträgt und jeden, dessen er habhaft werden kann, zwingt, seinen Inhalt anzuhören. Das kann zur Plage werden! Schön ist es aber auch nicht, was den anderen lebhaft interessiert, mit gelangweiltem Gesicht und allen Zeichen der Ungebuld anzuhören.

Und derselbe Mensch, der in dieser Weise seine Gleichgültigkeit gegen geschriebene Nachrichten an den Tag gelegt, kann sich vielleicht in nächsten Augenblicke wie nährlich gebärden, wenn es sich um gedruckte handelt. Sie meinen den „Zeitungssticker“, ruft man lachend, der im öffentlichen Lesezimmer mehrere Zeitungen gleichzeitig mit Beschlag belegt, der seinem Hausgenossen einen Einblick in „seine Zeitung“ gönnt, bis er sie bis zur Angabe des Druckorts durchstudiert. Es ist auch eine recht verbreitete Angewohnheit, Zeitungsblätter für herrenloses Gut anzusehen und sie auf allerlei Art zu verschleppen. Die Zeitung von gestern ist in nicht vielen Häusern aufzutreiben, und zwar nicht ganz so schlimm, aber doch nicht viel besser ergeht es den Wochen- und Monatschriften.

Das kommt vom Verleihen, meinen Sie. Die Besitzer von Bibliotheken können auch ein Lied singen von der üblen Angewohnheit, Bücher und sonstiges Lesbares in recht schlechtem Zustande oder auch gar nicht zurückzugeben. Selbst Leute, die in allen anderen Dingen die peinlichsten Begriffe über das Mein und Dein hegen, haben, wo es sich um Gedrucktes handelt, ein erstaunlich weites Gewissen.

Eine Angewohnheit, wenn auch nicht gerade eine üble, wird es da eben genannt, jedes Buch, jedes Heft, das man bei seinen Bekannten liegen sieht, sogleich geliehen haben zu wollen. Sie kann auch zu einer üblen werden und hängt meistens eng zusammen mit einer anderen, auch recht verbreiteten Angewohnheit, die ganz gelinde gesagt, gleichfalls nicht schön ist, auf jedes Buch, das man liegen sieht, loszuführen und darin zu blättern. Einer sehr üblen Angewohnheit fröhnen die, welche sich ohne Rücksicht auf ihre Umgebung in die Lektüre vertiefen und gar noch ungehalten werden, wenn man sie darin stört.

Was halten Sie aber vom Gesichterschnelden?

Die Frage, verehrte Mitarbeiterin, kommt mir, ich gestehe es, so unerwartet, daß ich darüber selbst beinahe ein Gesicht geschnitten hätte. Kann ich aber ihre Berechtigung besser anerkennen? Der üblen Angewohnheiten auf diesem Felde giebt es allerdings so viele, daß wir auf Einzelschilderungen uns umförmiger einzulassen brauchen, als sie aus dem Schatze der Erfahrungen reiche Ergänzungen finden werden. Man gegenwärtige sich nur die Mienen, mit welchen Zuhörende und Redende die Unterhaltung begleiten, und wie Köpfe, Arme, Hände dabei in Bewegung gesetzt werden. Es ist kaum möglich und auch nicht wünschenswert, daß gänzlich ohne Gliederbewegung gesprochen werde, aber das Uebermaß sollte vermieden, auf die üblen Angewohnheiten beim Sprechen sollte mehr gerechnet werden. Da wird der unglückliche Partner beim Rockknopf oder Ärmel festgehalten, da erhält er einen Schlag auf die Schulter, einen Stoß in die Seite, da wird er am Handgelenk gepackt.

Ah ja, die Hand, die böse Hand, die hat gar viele Angewohnheiten, die nicht schön zu nennen sind. Erschrecken Sie nicht, meine Damen, wir befinden uns in guter Gesellschaft,

und ich will weder der Mißhandlung der Fingernägel, noch anderer nicht ganz appetitlicher Verrichtungen gedenken. Man streicht über das Gesicht, über das Haar, klopft am Bart, an der Kleidung, reibt sich die Augen u. s. w. Ist es nicht die eigene Person, welche dem „Spieltrieb“ die gewünschte Befriedigung gewährt, so wird nach anderen Dingen gegriffen. Man nimmt ein Stück Papier, oder eine Stahlfeder und ist nicht eher beruhigt, als bis die Gegenstände, sofern dies irgend möglich, zerbrochen, zerrissen oder verdorben sind. Und wenn es noch bei diesen Dingen bliebe, aber ein solcher enragerter „Handspieler“ kennt keine Rücksicht, keine Schonung. Er bemächtigt sich beim Diner des Fächers seiner Tischnachbarin und zerknüllt ihn, wenn sie ihm denselben nicht zeitig genug entreißt; verläßt er einen Salon, so ist die Tischdecke zerknittert, so liegt mindestens eine Möbelknaufe abgeriffen auf dem Teppich, und man kann von Glück sagen, wenn ihm nicht irgend eine wertvolle zerbrechliche Kleinigkeit in die Hände geraten ist.

Sie sind verwundert, daß es Menschen giebt, die alles anfassen müssen, was sie sehen? Man erlebt Unerhörtes in Ausstellungen und Museen, wo die Aufseher die größte Mühe haben, das Anfassen der Kunstwerke zu verhüten, am unangenehmsten zeigt sich aber die Angewohnheit in den Schlößern der Fürsten und reichen Privatleute, welche aus Liberalität geöffnet sind. Wenn man nur verstoßen über den Sammet oder Brokat der Möbel streichen, wenn man nur irgend ein Stück auf dem Arbeitstisch des Besitzers berühren kann, etwas muß angefaßt werden, und läßt es sich thun, so nimmt man auch irgend ein Andenken mit. Gewiß, nur eine wertlose Kleinigkeit, ein Stückchen Bismut, ein Fächlein Garn; aber man begeht doch etwas Ungehöriges, und bei der einen üblen Angewohnheit bleibt es in diesen Fällen gewöhnlich nicht.

Man begnügt sich nicht mit den Zimmern und Gärten, die gezeigt werden, sondern sucht durch Bestechung und List auch noch in die zu dringen, welche dem Publikum verschlossen sind — bemerkt hier eine der freundlichen Mitarbeiterinnen, und die andere fügt hinzu: man tritt auf den Rasen, pflückt Blumen ab. — Sehr, sehr richtig! Das Abreißen von allem, was blüht und grünt, ohne jeden Zweck, nur um das Gepsüchte nachher wegzuworfen, ist auch eine von den üblen Angewohnheiten, und doch wäre zu wünschen, man ließe es bei dem Anfassen, Niedertreten und Abpflücken im eigentlichen Sinne des Wortes bewenden. Es giebt ein Anfassen, das noch viel schmerzhafter und gefährlicher ist, als das Berühren von kostbaren Geräten. Die Neugierde, die ausdringliche Beflissenheit, das zudringliche Fragen sind sehr peinlich berührende Angewohnheiten. Und wie viele Blüten werden abgeriffen und niedergedreten von solchen, welche die Gewohnheit haben, anderen mehr oder minder wahrheitsgetreu wiederzuerzählen, was ein dritter von ihnen gesprochen hat, oder ihnen sonst Dinge zu sagen, welche sie unmöglich gern hören können. Schneideln und den Leuten zum Munde reihen ist wahrlich keine löbliche Angewohnheit, aber man könnte sich beinahe mit ihr ausöhnen, wenn man auf die entgegengesetzte stößt, nämlich auf die, stets die unangenehme Seite der Dinge zu sehen. Wer diese Angewohnheit hat, verbittert sich und seiner Umgebung das Leben. Man kann ihm nie etwas recht machen, ihm weder eine Freude, noch eine Ueberraschung bereiten, wo man auf Dank und Anerkennung gehofft hat, da hat er eine Ausstellung, wenn nicht einen Tadel.

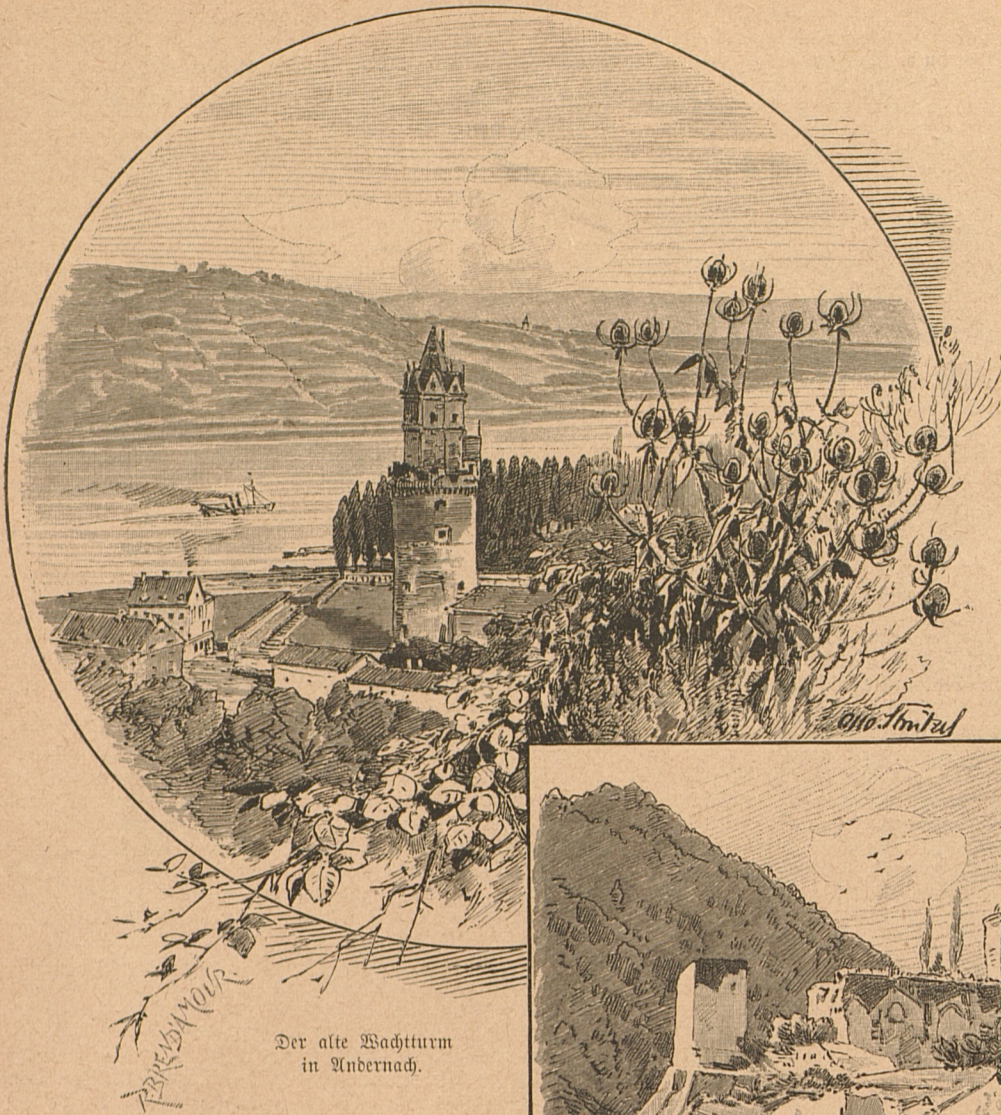
Sie wollen es auch als eine üble Angewohnheit bezeichnen, wenn man immer gelobt sein will, nie einen Tadel vertragen mag? Ganz gewiß ist es eine solche; sie ist eng gepaart mit der Empfindlichkeit, die in jedem harmlosen Worte eine Beleidigung und Anspielung hört, die keinen Scherz vertragen und verstehen mag. Aber eins kann ich doch nicht verhehlen, meine Gnädigste, Scherz und Scherz ist ein Unterschied, und eine der übelsten Angewohnheiten ist für mich das Reden, das Wiseln, das Höhnen, um seine Ueberlegenheit, seinen vermeintlichen Geist zu zeigen. Wer gar nichts ernsthaft behandeln kann, alles ins Lächerliche ziehen muß, wirkt ebenso unangenehm wie sein Antipode, der alles bejammert und beneidet.

Ihnen sind auch die Leute nicht angenehm, meine Gnädige, die überall ungefragt ein Urteil abgeben müssen. Im Theater, im Konzert, während eines Vortrages hört man hinter und neben sich flüstern. Solche Privatgespräche beziehen sich nicht nur auf das Gehörte und Gesehene, sondern man bekommt oft genug recht weit abliegende Dinge zu hören. Die üble Angewohnheit, zu flüstern und die Köpfe zusammenzustechen, wo es sich nicht schickt, ist so häufig, daß gar leicht sich zwei zusammenfinden, denen sie gemeinam. Am verwerflichsten und als üble Angewohnheit noch zu milde bezeichnet ist ein solches Betragen, wenn wirklich über Anwesende gesprochen wird und diese zum Gegenstande des Spottes gemacht werden, aber selbst wenn man sich harmlose Dinge mitteilt, ist das Flüstern in Gegenwart anderer eine sehr häßliche Angewohnheit. Nahe damit verwandt ist die Untugend, dem Redenden ins Wort zu fallen, während in Gesellschaft ein Musikstück vorgetragen wird, sich halblaut zu unterhalten, einander nie ausreden zu lassen, kreuz und quer die verschiedensten Gespräche zu führen, sobald manchmal alle Anwesenden durcheinander schreiben. Eine sehr liebenswürdige Gewohnheit, gut und mit aufmerksamem Gesichtsausdruck zuzuhören, ist leider selten.

Dafür giebt es Menschen genug, die nicht aufhören können, sagt man mir. Sie wiederholen Gesagtes unzähligmal, sie können sich über eine wirkliche oder vermeintliche Kränkung nicht beruhigen, sie werden nicht müde, Diensthöfen, Untergebene, Kinder wegen eines begangenen Fehlers zu schelten, sie kommen auf abgethane Dinge immer wieder zurück, vermögen nirgend ein Ende zu finden. Ist das ein Wink? Berfallen wir mit unserer Plauderei auch in diese üble Angewohnheit? Wohlja, da wir mit der Aufzählung aller üblen Angewohnheiten doch nicht fertig würden, so hören wir hier auf.

Nur noch eine Frage wird mir zugerufen. Wie soll man die üblen Angewohnheiten bekämpfen, wie soll man sie ausrotten? Ach, meine Damen, da wir alleamt des alten Adams und der nie alternden Eva Kinder sind, wird vom Ausrotten schwerlich die Rede sein, aber mildern können wir recht viel durch stete Aufmerksamkeit auf uns selbst und durch freundliche Rücksichtnahme auf andere. Die Erziehung soll darauf bedacht sein, üble Angewohnheiten im Keime zu ersticken und mehr noch als durch Lehre durch Beispiel zu wirken. Endlich giebt es manch gutes, kräftiges Sprüchlein als Schutz- und Heilmittel wider üble Angewohnheiten, es sei hier nur eines davon angeführt: „Alles, was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht.“

Paula v. Hohenfels.



Der alte Wachturm in Andernach.

Bilder vom Rhein.

Nachdruck verboten.

Der Rhein, Deutschlands herrlichster und bedeutendster Strom, dem in seiner Art auch von anderen Ländern kaum ein Rivale an die Seite gestellt werden kann, wird mit der Fülle seiner landschaftlichen Reize immer ein Hauptanziehungspunkt für Touristen bleiben. Tausende erfreuen sich alljährlich an seinen Ufern des unerschöpflichen Zaubers der Natur, und Levin Schücking konnte mit Recht ausrufen: „Wo ist ein Deutscher, der nicht frommen Dranges, ein andachtsglüh'nder Pilger an dir stand?“ Man braucht nicht so weit zu gehen, das bekannte Dichterwort: „Mein Sohn, mein Sohn, geh' nicht an den Rhein!“ allzu wörtlich aufzufassen; das Körnchen Wahrheit, das ihm zu Grunde liegt, wird jeder, der den schönen Strom bereist, ohne besondere Anweisung, von selbst wahrnehmen.

Die Partie um Koblenz und weiterhin zwischen Neuwied und Bonn sind wohl mit Recht als Glanzstellen des ganzen Panoramas besonders berühmt. Und hier liegen alle die prächtigen Punkte, die uns heute der kunstreiche Stift unseres Zeichners Otto Strügel vor Augen führt.

Da ist zunächst das Städtchen Andernach, das einen herrlichen Ausblick auf die Ufer und Höhen des Rheines bis nach Koblenz gewährt und mit seinem alten, im 15. Jahrhundert erbauten, unten runden, oben achteckigen Turm ein Meisterstück mittelalterlicher Befestigungskunst aufweist. Andernach selbst ist eine sehr alte Stadt, es war in frühester Zeit römisches Standquartier und später eine Residenz der Merovinger. Wiederholt zerstört und auf seinen Trümmern wieder aufgebaut, hat es aus seiner römischen Vergangenheit nichts mehr behalten, doch trägt es den Stempel seines Alters noch deutlich an sich. Hier war es, wo Heinrich V., der gewissenlose Sohn des unglücklichen Kaisers Heinrich IV., von den Anhängern seines Vaters geschlagen wurde. Seitdem setzte sich der Erzbischof Hermann von Köln in Andernach fest. Im Jahre 1496 beteiligte sich die Stadt an den Kämpfen gegen Ruprecht von der Pfalz und wurde infolgedessen brennt und eingenommen. Noch mehr hatte Andernach im dreißigjährigen Kriege zu leiden. Am 1. Mai 1688 schleuderten die Feinde an sechs Orten zugleich die Brandsackel in die Stadt, wodurch dieselbe fast ganz in Schutt und Asche fiel. Im Mittelalter war Andernach übrigens freie Reichsstadt, und zwar von solcher Bedeutung, daß es zum rheinischen Städtebund tausend Gewappnete stellen konnte.

Nicht weit davon liegt Plaidt, von wo aus sich ein sehr schöner Spaziergang durch das pappelbewachsene Netthal hinzieht. Ein lauschiges Ruheplätzchen birgt daselbe in der Raußermühle, bei welcher die Kette, über mächtige, wild durcheinander geworfene Lavablöcke hinabstürzend, eine Reihe kleiner Fälle bildet, während zugleich eine üppige Vegetation das überaus malerische Bild belebt und reizende Anlagen die einzelnen Punkte verbinden.

Eine halbe Stunde von Plaidt, das bedeutende Traßgruben besitzt, erhebt sich auf steilem, 63 Meter über der Kette aufragendem Felsvorsprung die Ruine Wernersack, 180 Meter über dem Meeresspiegel gelegen und mit einem mächtigen, wohl erhaltenen Turm geziert. Wernersack ist das Stammhloß der bekannten Familie Vogel von Falkenstein.

Was die landschaftlichen Eigentümlichkeiten der Gegend betrifft, so fallen hier besonders die regelmäßigen Lavabänder an den oberen Rändern der sonst bewachsenen Thalwände in die Augen.

Weiterhin, auf mächtigem, düsterem Grauwackenfelsen, ragen, ein Bild untergegangener Größe, die Trümmer der Reichsfeite Hammerstein empor, die schon 1020 eine Belagerung durch Kaiser Heinrich II. erlitt und wohl die älteste Burg am Rheine ist. Der Erbauer derselben soll Karl Martell gewesen sein. In Gestalt eines 320 Fuß langen und 110 Fuß breiten Schräggeds, das von starken Ringmauern umschlossen war, bedeckte die Burg den ganzen Bergrücken. Im 11. Jahrhundert war dieselbe im Besitze eines Grafen Otto von Hammerstein, der eine Nichte Zrnengard zur Gemahlin erkor, weshalb ihn der Erzbischof Ertenbold als jeden Ueberrreter kirchlicher Gebote mit dem Bann belegte. Auf dessen Betreiben kam auch Kaiser Heinrich II. mit Heeresmacht vor das Schloß, schnitt den Belagerten jede Zufuhr an Lebensmitteln ab und zwang sie, sich zu ergeben, worauf Otto das Scheidungsurteil über sich ergehen lassen und Kirchenbuße thun mußte. Dies geschah am Christifeste 1020. Zrnengard wurde von Otto getrennt, blieb ihm aber treu und wurde später wieder mit ihm vereint. Nachdem dieses Geschlecht ausgestorben war, kam die Burg an das Erzbistum Köln und dann an Trier. Wie berichtet wird, diente Schloß Hammerstein auch dem Kaiser Heinrich IV., als er vor seinem Sohne flüchten mußte, als Zufluchtsstätte. Diesem war es gelungen, seinen Vater zu überlisten, der Freiheit zu berauben und — am 31. Dezember 1105 — zur förmlichen Abdankung zu zwingen. Aus der Gefangenschaft auf der Burg Klopp bei Bingen entkam der Kaiser jedoch und zog nun, von allen Mitteln entblößt und nur von einem Diener begleitet, das Rheinthtal hinab, bis er die Burg Hammerstein erreichte, wo er Aufnahme fand. Von da wurde er später nach Köln in Sicherheit gebracht. Heinrich V. aber zog zur Bestrafung der Burginsassen für diese Unterstützung mit einer Truppenmacht gegen

Hammerstein, belagerte und eroberte es nach heftigem Kampfe. Derselbe schätzte die Festigkeit der Burg so hoch, daß er die Reichskleinodien hier aufbewahren ließ. Die Chronik weiß ferner zu berichten, daß Kaiser Heinrich III. einen Knaben Namens Hildebrand ein Jahr lang in den Turm von Hammerstein sperren ließ. Dieser widmete sich später dem geistlichen Stand und bestieg endlich als Gregor VII. den päpstlichen Stuhl — derselbe Gregor VII., vor welchem Heinrichs Sohn im Schloßhofe zu Kanossa im Büßergewand erscheinen mußte. Von welchem Umfang die Gebäude von Hammerstein damals waren, kann man daraus entnehmen, daß bei einer im Jahre 1576 vorgenommenen Wiederherstellung allein sechsundneunzig neue Fenster und dreißig Thüren einzusetzen waren. Leider wurde die Burg im Jahre 1689 von den Franzosen völlig zerstört, daher heute nur noch spärliche Ruinen den Felsfegel krönen. Nach der Revolutionszeit wurde Hammerstein Domäne und kam dann unter preussischer Herrschaft zum Verkauf. Regierungsrat Freiherr von Harzhausen brachte es für eine kleine Summe an sich und trat das Besitztum später dem General Freiherrn von Hammerstein in Hildesheim ab, der seine Herkunft von den Burggrafen gleichen Namens ableitet.

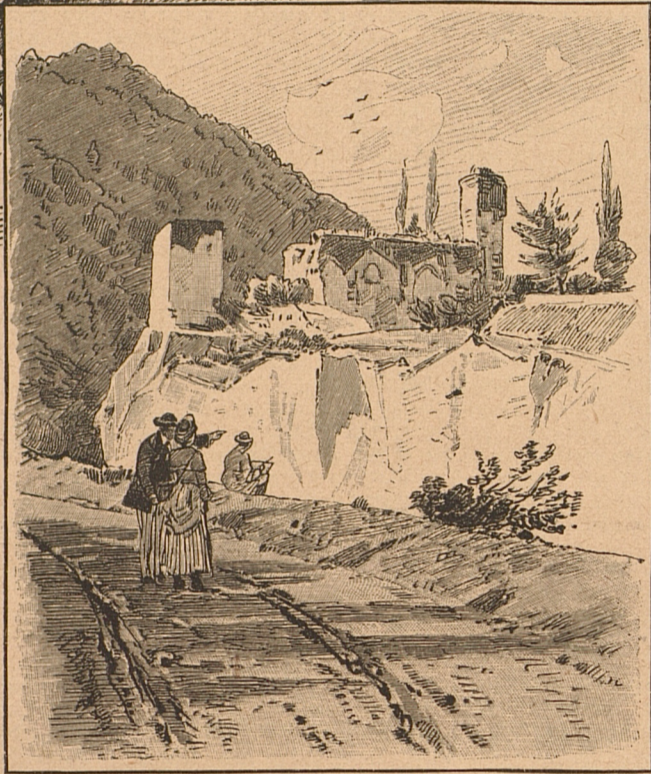
Auf der Höhe des Berges erschließt sich dem Besteiger ein köstlicher Fernblick in das Rheinthtal und die Eifelberge. Rheinaufwärts sieht man das dunkle Felsenthor von Andernach.

Auf der Höhe zwischen dem Brohl- und dem Mettetal breitet sich in melancholischer Waldesamkeit, „still, tiefblau und durchsichtig klar“ (wie es in einem Gedichte W. Müllers heißt) der Laacher See aus, der größte der rheinischen, durch vulkanische Thätigkeit entstandenen „Maare“, dessen Anblick mit dem bewaldeten Bergfranz einen wahrhaft überraschenden Eindruck macht. Hier ist schon manchem Poeten das Herz aufgegangen. So sang z. B. der Romantiker Fr. Schlegel, an die alte Sage gemahnend, nach welcher das dunkelklare Gewässer dereinst ein hier auf einer Insel erbautes Schloß in seine unergründliche, geheimnisvolle Tiefe hinabzog, aus der nun rankendes Schlingengewächs mit tausend Armen an die Oberfläche heraufgreift:

„Bei Andernach am Rheine liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine unter des Himmels Höh'.
Einst lag auf einer Insel mitten darin ein Schloß,
Bis trachend mit Gewinsel es tief hinunter schoß.
Da find't nicht Grund noch Boden der Schiffer bis zur Stund',
Was Leben hat und Dem, ziehet hinab der Schlund.
Wohl jene Wasser drunten sind voller Klag und Schmerz,
Stets einsam wohnt dort unten, wenn sie gerührt das Herz.
Denn alles, was vergangen, sieht lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gefange klagend die Welt zurück.“

Lange hielt man den See für einen erloschenen Krater, während man jetzt mehr der Ansicht zuneigt, daß er einen durch Gas- und Dampfexplosion entstandenen großen Minentrichter darstelle, der das Material, welches den Raum des Trichters erfüllte, zerklüftet um den Rand desselben zerstreut hat. Bimstein, Luff und Lava bedecken den Boden. Rings um den See führt ein Weg, wohl eine Meile lang. Die inneren Kräfte der Erde, welche hier vor Zeiten so gewaltig getobt haben, sind übrigens noch nicht völlig erloschen; davon zeigen die zeitweiligen See-Erdbeben, sowie Kohlenäureausströmungen. Einen natürlichen Abfluß besitzt der See nicht, sein Spiegel soll daher beträchtlichen Schwankungen ausgelegt gewesen sein, bis ein Stollen zum Austritt des Wassers errichtet wurde. Nirgends in unserm Vaterlande kann man mit solcher Klarheit die vulkanischen Bildungen in Berg und Gestein beobachten, wie hier in der anziehenden Umgebung des Laacher Sees, der Eingangspforte der Eifel. Schrieb doch schon vor siebzig Jahren der große Geognost Leopold von Buch: „Die Eifel hat ihresgleichen in der Welt nicht; sie wird auch ihrerseits Führer und Lehrer werden, manche andere Gegend zu begreifen, und ihre Kenntnis kann gar nicht umgangen werden, wenn man eine klare Ansicht der vulkanischen Erscheinungen auf Kontinenten erhalten will.“

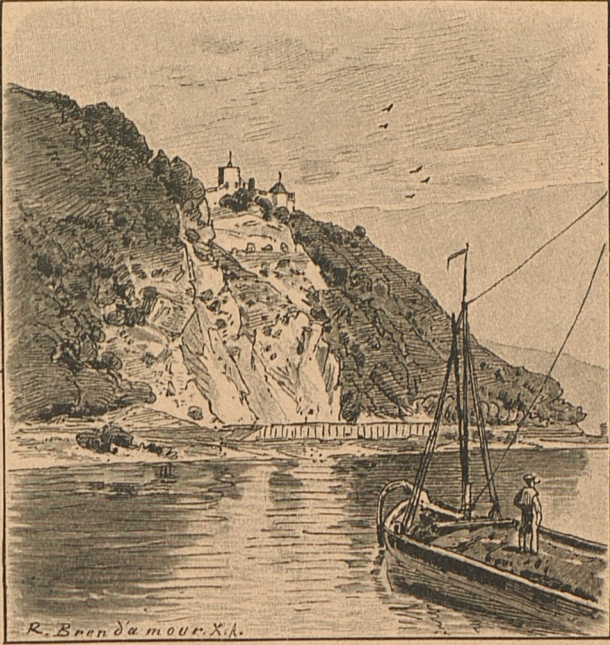
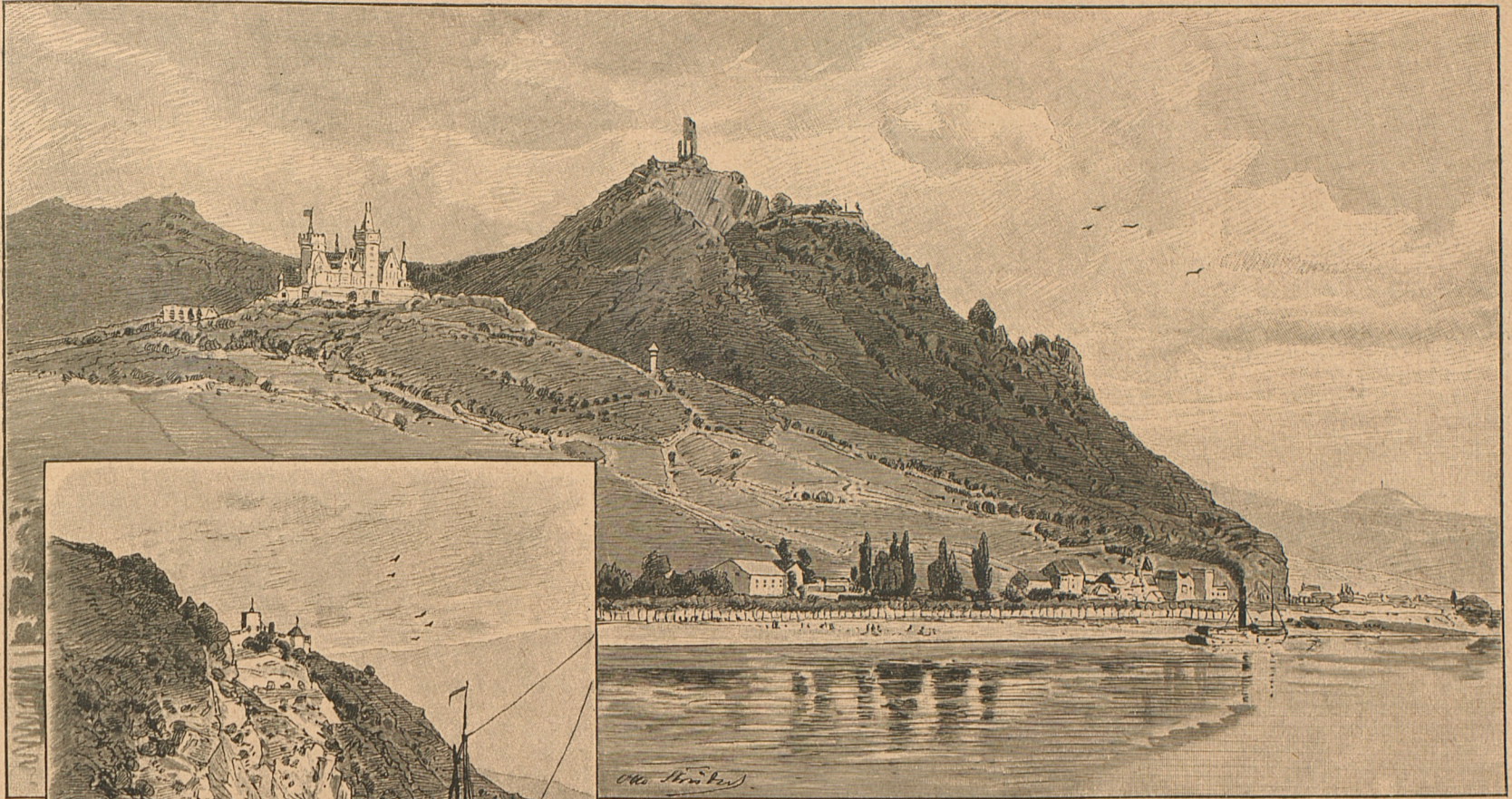
Betreffs der Entstehung des Laacher Sees und der wunderbaren Wirkung seiner Fluten kursieren im Volksmunde noch heute mancherlei Sagen. Dicht am See liegt die herrliche Abteikirche, 1156 beendet, ein Musterbild schönsten romanischen Baustils.



Kloster ruine Tönnisstein.



Die Wasserfälle bei der Raußermühle unweit Plaidt.



Rheineck.

Der Drachenfels.

In geringer Entfernung vom See liegt das mit freundlichen Anlagen versehene Bad Dönnisstein, das seinen Namen (im Volksmunde verstümmelt) von der fünf Minuten weiter oben befindlichen Ruine des ehemaligen Karmeliterklosters Antoniusstein, an steilem Abhang gelegen, erhalten hat. Nur noch einige Mauern stehen davon mit weißem Anstrich und großen Fensteröffnungen. Da, wo jetzt das Bad ist, wollte Kurfürst Clemens Joseph von Köln ein Schloß bauen, allein nur die Kapelle, der Ballsaal und das Blumengebäude kamen zur Vollendung.

Links auf der Höhe des Rheinstromes, in der Nähe des lieblichen Brohlthals, erhebt sich das Schloß Rheineck mit seinen stolzen Giebeln, auf den Grundmauern der alten Reichsfeste gleichen Namens ruhend. Jetzt ist von der früheren Burg nur noch die Kapelle übrig. Schloß Rheineck war früher pfalzgräfliches Besitztum und erlitt bereits 1151 zum erstenmal durch Kaiser Konrad III. eine Zerstörung. Um die Zeit von 1275 aber stand es wieder in Flor, und die Rheinecker Burggrafen erfreuten sich großer Macht. Sie waren als Raubritter

weit und breit gefürchtet. Um das Jahr 1548 erlosch ihr Mannesstamm. 1680 und 1692 wurde die Burg von den Franzosen verwüstet und ging 1785 vollends bis auf den noch vorhandenen starken viereckigen Wartturm in Flammen auf. Gegenwärtig ist das danach erbaute Schloß Eigentum der Erben des ehemaligen preussischen Kultusministers Herrn von Bethmann-Hollweg (+ 1877), der es 1832 neu im Rundbogenstil aufführen

ließ. Die Aussicht von der Terrasse und dem 80 Fuß hohen Turm ist eine der schönsten am Rhein. Den Drachenfels zu besuchen, sollte man, wenn man den Rhein bereist, selbst bei gemessener Zeit nicht versäumen, obwohl er einer der niedrigsten der „sieben Berge“ ist. Der Ausblick von seinem Gipfel ist prachtvoll. Da sieht man das wilde Gifelland, wo die Basaltkuppen zum Himmel aufragen; da blinken in der Ferne die Türme von Köln und Bonn, dabei in großen Schlangenwindungen das Silberband des Rheins mit den Inseln Nonnenwerth und Grafenwerth und noch viele andere herrliche Punkte des Siebengebirges, das sich gegen Osten mit seinen zahlreichen Verschlingungen ausbreitet.

Die Burg des Drachenfels soll von Erzbischof Friedrich I. von Köln im 12. Jahrhundert erbaut sein. Sie kam dann in den Besitz des Cassinustiftes in Bonn, welches sie ihrem Burggrafen förmlich übertrug. Nachdem sie im dreißigjährigen Kriege von Schweden und Spaniern abwechselnd eingenommen worden, ließ Kurfürst Ferdinand von Bayern die Feste schleifen. Steine dort zu holen, war ein alter Brauch und wurde jetzt

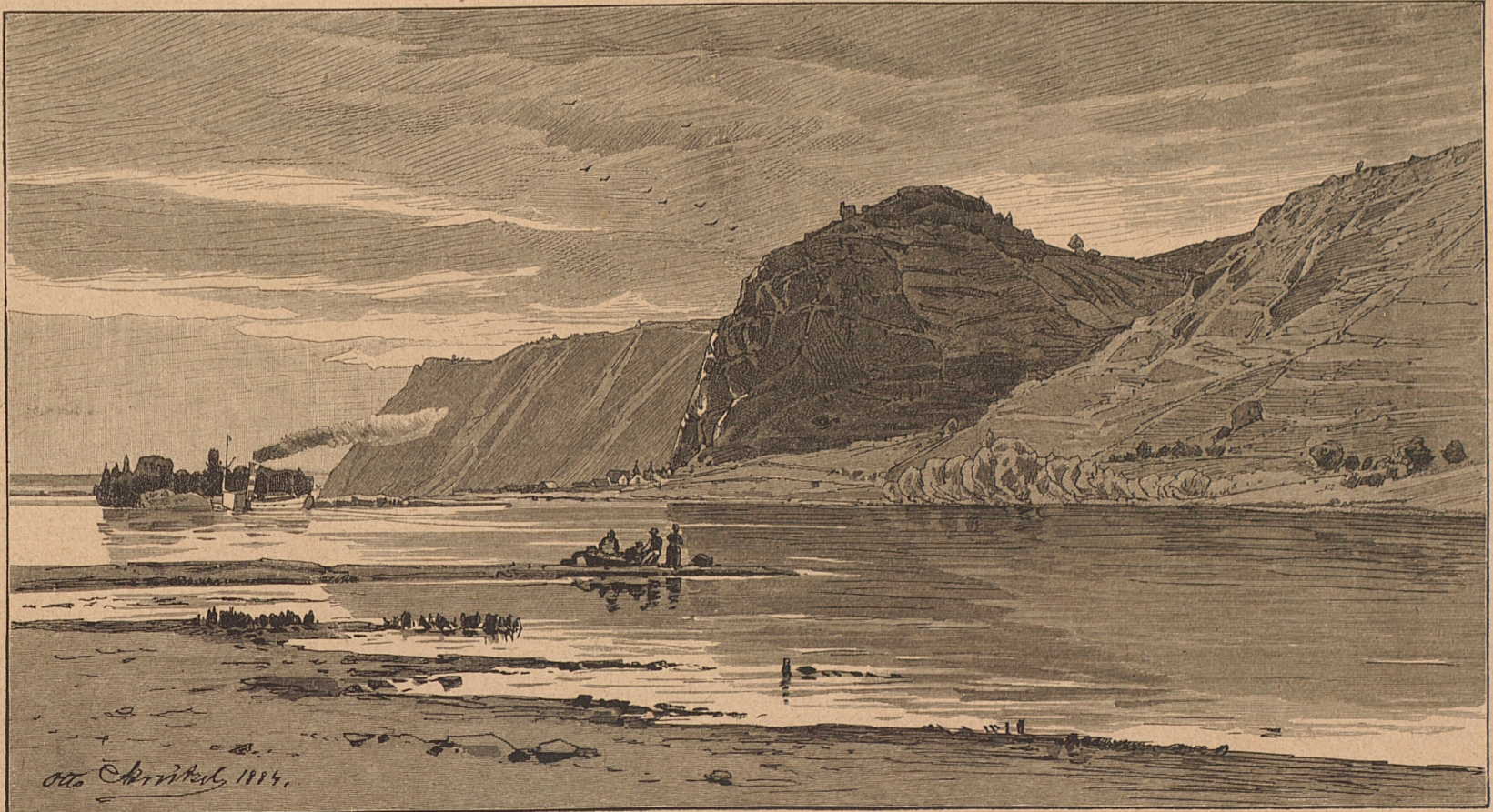
wieder eifrig betrieben, namentlich wurde viel Material zum Kölner Dombau von hier entnommen, woher der Steinbruch noch heute den Namen Domloch (Domfaul) führt. Gleich daneben gedeiht ein guter Rotwein, der unter dem Namen „Drachenblut“ bekannt ist.

Bereits waren ganze Teile der Ruine in die Tiefe gestürzt, als die Reste im Jahre 1836 für die Summe von 10 000 Thalern vom Staate erworben und für deren Erhaltung durch Untermauerung und Verankerung Sorge getragen wurde. Die Ruine des Hauptturmes ist noch 22 Meter hoch und trägt zahllose Namen von Besuchern, zu deren Aufschrift man sogar oft Leitern zu Hilfe nahm.

Natürlich spinnt die Sage ihr phantastisches Gewebe in reichem Maße auch um den Drachenfels. Nach Simrock soll sich hier der Kampf des Riesen Ecken mit Dietrich von Bern abgespielt haben. Schon auf halber Bergeshöhe trifft der Wanderer auf die Drachenhöhle, in welcher angeblich der Drache hauste, den Siegfried, der Held des Nibelungenliedes, bekämpfte und erschlug und dessen Blut ihn „hörnen“ machte.

Wahrlich, es war eine kühne Idee, den Gipfel dieses Berges mit seinem gähnenden Abhang zum Wohnsitz zu erwählen und mit einer Burg zu bebauen. Selbst der Rhein scheint nachdenklich darob zu sein, denn er fließt hier ruhig und ohne Brausen dahin. Dem Wanderer aber, der vom Besuche der Höhe herniedersteigt und der Ruhe bedarf, winkt diese in jeder wünschenswerten Form in Königswinter am Fuße des Berges, das in der That den angenehmsten Aufenthalt bietet.

Theodor Winkler.



Hammerstein.

Die neue Bürgermeisterin.

Von A. Trinius.

Nachdruck verboten.

Das schmucke Bergstädtchen Neuenhofen ging einem ereignisvollen Tage entgegen. Dasselbe war vor anderthalb Jahren schon einmal der Fall gewesen, als der alte Bürgermeister nach fast vierzigjähriger, ruhmvoller Regierung das Scepter der Stadt niedergelegt hatte und sein Nachfolger, ein frischer, hübscher Assessor, nun die Zügel der Stadtverwaltung ergriff. Man war ihm mit vorzüglicher Höflichkeit entgegengekommen, aber man hatte sich nur zu bald bitter enttäuscht von ihm wieder abgewendet. Sein scharfes Auge hatte sofort den seit Jahrzehnten in allen Fächern seiner Verwaltung eingegriffenen Schendrian erkannt, und er war mit kräftiger Hand und nicht abirrender Energie daran gegangen, das Uebel mit allen Wurzeln auszurotten. Das hatte man auch nach dem Strauß mit den ehrenfesten Senatoren und Stadtverordneten gelobt, und wenn man sich schließlich auch dem leidigen Zwange unterwarf, der Groll fraß im stillen fort, und keine Gelegenheit ließ man vorübergehen, wo nicht das Kriegsbeil wieder ausgegraben wurde und Senatoren wie Stadtverordnete im geschlossenen Treffen gegen das Stadtoberhaupt — für sie der Verkörperer einer völlig neuen Zeit alles Umsturzes — freitlustig vorrückten.

Der weibliche Teil der Bevölkerung Neuenhofens war die ersten Monate mit aller ihm eigentümlichen Fähigkeit und Zungenfertigkeit für den so arg angefeindeten Bürgermeister eingetreten. Denn zwei Umstände sprachen warm und überzeugend für ihn: er war noch ehrlicher Jüngling und bildhübsch.

Und so kam der Mai mit seiner vollen Blütenpracht, seinem Singen und Träumen in Wald und Wiesen. Da machte sich der neue Bürgermeister August Uhlendorffer eines Tages zum Schrecken von Neuenhofen auf und fuhr in das Nachbarland jenseits der Berge, sich ein Weib zu freien.

Uhlendorffer hatte einem Freunde vertraulich Tag und Stunde seiner Ankunft mitgeteilt, dieser aber, im Ueberchwang seiner Freude, hatte bei einem Glase Bier es weiter erzählt, und so war es rasch als ein bevorstehendes Ereignis ersten Ranges durchgedrungen. Gespannte Neugierde siegte über alle im voraus liebevoll gefaßten Vorurteile. Auch die Stadtvertretung war übereingekommen, dem Paar zu zeigen, daß man sich auf Lebensart verstehe und trotz- und allem wenigstens äußerlich den guten Ton bewahren wolle. So waren sechs Vertreter der Stadt zum Empfang beordert worden; die Frau Senator Kühlewetter aber sollte im Namen des ersten Kränzchens der Stadt der jungen Frau einen Blumenstrauß überreichen. „Wir vergeben uns damit durchaus nichts,“ hatte die mundtappere Frau sich geäußert. „Im Gegenteil! Dieser Empfang ist einfach ein Prüffeld für den fremden Eindringling.“

Es war am Freitag gegen Abend. In dem Wartezimmer zweiter und dritter Klasse des kleinen Bahnhofes von Neuenhofen hatten sich dicht gedrängt die Frauen des Städtchens zusammengedrängt, um hinter den Gardinen hervor die Ankunft des jungen Paares zu beobachten.

Die Stadtverwaltung stand, zu einem Halbkreise geordnet, auf dem Bahnsteig, die Vertreterinnen des Kränzchens hatten es dagegen vorgezogen, in einer geraden Linie Aufstellung zu nehmen, trotzdem es vielleicht ungeheuer hübscher ausgesehen hätte. Lanten erscholl. Dann hielt der Zug. Es stiegen nur wenige aus. Endlich öffnete sich ein Wagenanschlag, und der Bürgermeister sprang mit elastischen Schritten heraus, das gebräunte, hübsche Gesicht munter dem Wageninnern zuwendend. In diesem Augenblick entstand in den beiden Wartesälen ein lebensbedrohendes Drängen nach den Fenstern. Mit hochgeredeten Hälsen, auf den Fußspitzen, erwartete man das Erscheinen der jungen Frau, deren Kopf jetzt in der Thür sichtbar wird. Als sie nun wirklich auf dem Bahnsteig unten stand, da ging ein Säuselnd durch die beiden Wartesäle, und es klang durch wie Enttäuschung und Bedauern. Eine Prinzessin hatte man erwartet und nun — ? Du lieber Gott!

Das war also dieses Meerungeheuer, das sich an achtzig Duzend Handtücher abzutrocknen gedachte? Ein zierliches, schlankes Wesen, eingehüllt in einen schlichten grauen Staubmantel und über das widerpenstig zum munteren, klug in die Welt blickenden Gesichtchen niedersiehende braune Gesicht einen dunklen Schleier malerisch geworfen. Und jetzt wandte sich die zum Spießrutenlaufen Verurteilte an ihren Gatten, einen slichtigen Halbblut zum Bahnsteig hinauf sendend.

„August, was wollen denn diese Menschen?“ flüsterte sie hastig.

„Wer weiß, wen sie erwarten, Eufriede! Komm nur, wir schlüpfen seitwärts über die Wiesen.“ Er wechselte einige Worte mit dem Gepäckträger, reichte seiner jungen Frau den Arm und wandte sich zum Gehen. Im nächsten Augenblicke sah sich das überraschte Paar von den Vertretern der Stadt umringt. An ein Ausweichen war nicht mehr zu denken. Sechs Cylinderhüte sausten durch die Luft, sechs entblößte Häupter neigten sich voll Würde und Ehrerbietung. Dann nahm der Stadtverordneten-Vorsteher Brühmann das Wort:

„Geehrter Herr Bürgermeister! Hochzuverehrende Frau Bürgermeisterin! Sie sehen vor sich die Vertreter der guten Stadt Neuenhofen, die es sich nicht nehmen lassen will, ihrer neuen Bürgermeisterin Gruß und Willkommen zu entbieten. Wenn diesen schönen Festtag auch äußerlich kein Festgewand schmückt, so mag die Kürze der Zeit dafür entschuldigen. An der Aufrichtigkeit der Gesinnungen werden Sie trotzdem nicht zweifeln. Möchten Ihnen immer nur gute Tage hier beschieden sein und mit Ihnen Glück und Sonnenschein in die Bürgermeisterei einziehen! Das wünschen wir von Herzen!“

Er verbeugte sich, und die fünf Beigeordneten verbeugten sich auch. Der Bürgermeister nickte fröhlich, sagte ein paar Worte des Dankes und reichte jedem der Herren die Hand. Dann sprach die Bürgermeisterin mit heller, wohlklingender Stimme:

„Meine Herren! Was Sie mir da so Schönes zum freundlichen Willkommen gesagt haben, hat mich gerührt, wenn auch nicht gerade überrascht. Mein Gatte hat mit so vieler Begeisterung und Liebe von seinem Schaffen und Wirken hier mir erzählt, daß ich mich längst daran gewöhnt habe, Neuenhofen als meine zweite Heimat zu lieben. Ihr ebenso lebenswürdiger, wie mich ehrender — sechs Köpfe beugten sich wie Aehrenhalme im Winde — „Empfang hat meine Meinung über die Aufrichtigkeit und Wärme Ihrer Empfindungen für

uns nur noch gefestigt. Nehmen Sie innigsten Dank dafür!“ Sie lächelte anmutig, reichte dem Stadtverordneten-Vorsteher Brühmann leicht die hellbraun behandschuhte Rechte hin, neigte sich heiteren Grußes zu den anderen Herren und schritt am Arme ihres Gatten den Bahnsteig weiter.

Sie kam nicht weit. Wie einen zum Schuß aufgerichteten Mörser ihren Blumenstrauß gegen die Magenwandung gestemmt, vertrat ihr die Frau Senator Kühlewetter den Weg.

„Geehrte Frau Bürgermeisterin!“ so hob sie an, die kleine, junge Frau mit einem Gemisch von vornehmer Wohlwollen und Neugier betrachtend, „die Stadt hat Sie begrüßt, wir Frauen wollen mit unserm Willkommensgruß ebenfalls nicht zurückstehen. Den Männern, was den Männern gehört, Sie aber gehören uns an. Was in unseren Kräften steht, Ihnen die Annehmlichkeiten unserer Stadt zu erschließen, das soll geschehen. Deshalb begrüße ich Sie, wie diese Damen“ — sie wies die Front der aufmarschirten, knizenden Neuenhoferinnen entlang — „vor allem im Namen unseres Strickvereins für verwaiste Landesfinder, als der vornehmsten Frauenvereinigung dieser guten Stadt. Wir haben außerdem noch mehrere Vereine, wie das Armenjuppenfränzchen, den Lesezirkel ‚Sappho‘, den Gesellschaftsclub ‚Walhalla‘, den Gesangsverein ‚Pomeranze‘, das Liebhabertheater ‚Schneeglöckchen‘ und — um es kurz zu machen — den humoristischen Karnevalverein ‚Stearinkerze‘, der anderen weniger bedeutenden Vereinigungen gar nicht zu gedenken. Sie sehen, an geistigen Anregungen und Pflichten werthfälliger Menschenliebe ist kein Mangel.“ Sie reichte mit hoheitsvoller Würde der jungen Frau den Strauß hin, die ihn mit einer leichten Verbeugung entgegennahm und dann erwiderte:

„Verehrte Frau! Sie überhäufen mich mit so reichen Beweisen unverkennbarsten Wohlwollens, daß ich mich in diesem Augenblicke arm dagegen fühle. Was für schöne Blumen sind das! Rosen und Nelken — meine Lieblingsblumen! Woher wissen Sie das?“ Die Frau Senator lächelte geheimnisvoll überlegen und segnete den Zufall. „Ach, und diese hübsche Einfassung! Wie sinnig — wie geschmackvoll! Tausend Dank! O, das verbiete ich gar nicht! Die Zahl Ihrer Vereine kößt mir tiefste Achtung vor dem geistig frischen Hauch ein, der Ihr Gesellschaftsleben durchströmt. Ich freue mich schon darauf! Das heißt — mit ihrer Erlaubnis, sehr geehrte Frau Senator!“

„D, ich bitte!“

„Nochmals herzlichsten Dank, verehrte Frau, Ihnen allen meine Damen!“ Sie verbeugte sich und schlug mit ihrem Gatten den Weg zu den Wiesen ein, an deren Ende das neue Heim zwischen grünen Bäumen ihnen freundlich winkte.

Als sie um einen Zaun gebogen waren, der sie den Blicken der Zurückgebliebenen entzog, da küßte die junge Frau den geliebten Mann herzlich auf den Mund und sagte dann hochaufatmend: „Gott sei Dank, August, nun bekomme ich wieder Lust! Mir ward's ganz sonderbar ob aller dieser Liebesbeweise.“

„Füchse und Basilisken!“ wetterte der Bürgermeister.

„Hast dich übrigens geschickt und nicht ohne Eindruck aus der Ueberraschung gezogen. Gratuliere zu deinem diplomatischen Talent. Vielleicht bringen wir sie noch alle unter!“

„Das hoffe ich, August!“

Und Arm in Arm gingen sie eilenden Fußes dem Hause zu. Sie waren kaum um den Zaun gebogen, als die Thüren der beiden Wartesäle sich öffneten und die daselbst angestaute Frauenmasse auf den Bahnsteig herausquoll. Alles unringte die kleine Gruppe des Strickvereins.

„Nun, was meinen Sie dazu?“

„Ach? Hm! Ja!“

„Da läßt sich viel sagen!“

„Ganz offen gestanden, mir — gefällt — —“

„— sie nicht? Oder doch? So reden Sie doch aus!“

„Gott, sie ist ja ganz nett — aber ohne Hut — und —“

„Und?“

Da erhob die Frau Senator Kühlewetter ihre Stimme. Alles ward ruhig.

„Meine Damen! Sie hat mit mir gesprochen, und dieser Umstand berechtigt mich wohl zu einem gewissen Urtheil. Nicht ganz ohne Geist, sage ich, besitzt gewisse Formen und weiß sich mit Geschick und Liebeshörigkeit zu bedanken. Die Achtung, mit der sie zu mir aufblickte, zeigt immerhin von Feingefühl und Verstand. Jedenfalls, was die Hauptache ist, haben wir uns nichts vergeben. Guten Abend, meine Damen!“

„Guten Abend, guten Abend, Frau Senator! — Mit Achtung aufgeblickt! Sehr gut. Die platz noch vor Stolz! 's ist geradezu lächerlich! Gute Nacht, meine liebe Frau Kalkulator! 's ist auch so eine! Kommen Sie ein Stückchen mit, liebe Frau Amtsrätin! Wenn das so weiter geht, dann trete ich aus dem Strickverein —“

Eher als die Damen war die männliche Stadtvertretung heimgekehrt. Fünf der Herren gingen voran, denn mit dem Brühmann war nicht mehr zu verhandeln gewesen. Die neue Bürgermeisterin hatte ihn vollständig gefangen genommen.

Nach einigen Wochen erfolgte bereits die erste Einladung vom „Strickverein für verwaiste Landesfinder“, der im Hause der Frau Senator Kühlewetter während des letzten Jahres seine Kaffeestunden abhielt. Das Stricken war während dieser offiziellen Zusammenkünfte verpönt, da man übereingekommen war, an solchen Abenden mehr geistiger Anregung den Vorzug zu geben. Das erste Debit der neuen Bürgermeisterin gab diesem Abend eine besondere Weihe. An zwanzig Damen mochten wohl versammelt sein. Eine der letztergekommenen war die Kanzleirätin Wiedehopf. Als sie im aufgeplätteten rosa Tüllkleid im Rahmen der Thür auftauchte, bewegten sich zwanzig Taschentücher gegen die Gesichter, um ein Lachen zu verbergen, was denn auch glücklich noch gelang.

„Entschuldigen Sie, wenn ich etwas spät komme — aber ich sehe, unser neuer Gast ist ja auch noch nicht hier! Die Plätterin ließ mich so lange im Stich. Gott, man will doch auch dem Festtage Rechnung tragen. Ah, danke sehr! So, es geht schon — daß ich nur nicht mein Kleid knaucke! Wundervoller Streuselkuchen! Selbstgebacken? Natürlich, Hoffonditor! Bei unserer Frau Senator giebt's immer 'was Apartes! Gott, der Mittelstand kann's nicht. Danke sehr! Danke sehr!“

„Bitte, ist Ihnen etwas Sahne gefällig?“

„Mit dem Reichthum scheint's übrigens nicht weit her zu sein.“ warf jetzt die Frau Amtsrätin Schneider in das Gespräch und zog ihre spitze weiße Nase aus der Kaffeetasse zurück, „nicht ein gehäkeltes Deckchen in der guten Stube. Und dann ohne Hut zu reisen — 's mag ja bequem sein — aber — nun, was geht's mich an.“

„Es ist auch allgemein mißliebig bemerkt worden,“ prustete die Frau Lebensversicherungsagentin Kettig, eine starke Dame mit zwei vorstehenden Schneidezähnen, „auch die freie Art, wie sie mit den Herren der Stadtvertretung sprach, hat wenig Anklang gefunden.“

„Da irren Sie sich, liebe Kettig,“ entgegnete jetzt Frau Brühmann, „mein Mann spricht begeistert von ihr, und der hat Urtheil und Sachkenntnis.“

„Na, na! Erst beweisen!“ krächte Frau Kämmerer Obeling. Alles lachte.

„Ich meine, das hat er bewiesen: er hat mich geheiratet!“

„Na, na!“ krächte es abermals aus der Ecke. Erneute Lachsalve.

„Ich finde überhaupt diese ganze Ehe unmoralisch,“ fauchte jetzt die Vorsteherin einer Spielschule für Kinder „höherer Stände“, eine angereifte Vierzigerin mit Leberflecken und stark pomadifirten Baumellocken.

„Unmoralisch?“ Die Frau Kämmerer sah sich nach ihrem Töchterlein um. „Klothilde“, sagte sie, „sieh doch draußen einmal zu, ob ich mein Taschentuch im Mantel habe stecken lassen. Unmoralisch?“ fuhr sie dann fort, als das Töchterlein verschwunden war. „Wiejo, liebes Fräulein?“ Sie rüchelte näher und schnalzte leise mit der Zunge. „Jetzt wird's pikant, meine Damen!“

Fräulein Lilienkron schüttelte etwas unwillig die Locken. „Ich meine unmoralisch vom staatswirtschaftlichen Standpunkte aus. Verstehen Sie mich?“

„Ach so!“ klang es enttäuscht durch die Reihen, während sich nun wieder neunzehn Kaffeetassen in Bewegung setzten.

„Ich meine,“ fuhr die Lilienkron fort, „es wäre einfacher und richtiger von dem jungen Mann gewesen, nicht jenseits der Grenze sich eine Frau zu suchen. Bleibe im Lande und nähre dich redlich, heißt das Sprichwort, und Mangel an trefflichen Lebensgefährtinnen hat unser Land noch nie gehabt. Das hübsche Jüngling macht's schließlich auch nicht, wenn nicht Erfahrung und sittlicher Ernst zur Seite steht. Und dieses geht dem jungen Ding völlig ab.“

„Sehr wahr! Die Lilienkron hat Verstand! Hat Erfahrung! Sittlichen Ernst!“ So schwirrte es halb böshaft, halb zustimmend durcheinander.

„Ueberhaupt bin ich der Meinung, meine Damen,“ fuhr die Spielschulvorsteherin ermutigt fort, „daß es das Beste ist, solch einem Eindringling mit Kühle und dem ganzen Bewußtsein unseres geistigen Uebergewichtes entgegenzutreten.“

„Sehr richtig! Sehr gut!“ Einstimmiger Beifall lohnte die Sprecherin.

„Denn man mag die ganze Sache betrachten,“ fuhr sie fort, „wie man will —“

„U! — nicht doch — mein Kleid!“ schrie jetzt entsetzt die Kanzleirätin Wiedehopf auf.

„Was ist denn los?“

„Ich bin hängen geblieben — ach Gott, ach Gott, ach Gott! Da haben wir's — ein halber Meter Tüll hängt zur Erde — eine Nadel, liebste, beste Frau Senatorin, einen Faden — na, das fehlte noch. Herrgott, jetzt klingelt's. Das ist sie! Ich sinke in die Erde. Der erste Eindruck ist stets der maßgebende! Diese verd — Rolle am Tisch unten!“

„Man mag die Sache betrachten, wie man will —“ nahm Fräulein Lilienkron das Gespräch wieder auf.

„Zum Kukud!“ zeterte die Wiedehopf, „betrachten Sie meinewegen die Sache, wie Sie wollen — ich betrachte mein Kleid, mein armes, ichönes, frischgeplättetes Tüllkleid. Aber das kommt davon!“ schrie sie jetzt wütend auf, „Klatsch und Verleumdung, weiter nichts! Anderen Splitter aus den Augen ziehen und den eigenen Balken nicht bemerken. Mir steht der ganze Streuselkuchen bis oben an — mein armes Kleid! — Und der Strickverein auch — ich trete aus — ich — Herr du meine Güte — diese Schande —“

In diesem Augenblicke ging die Thür auf, und am Arm des Töchterchens Klothilde trat heiter strahlenden Antlitzes die neue Bürgermeisterin herein.

„Schön guten Tag, meine Damen! Verzeihen Sie nur diese böse Verpöpfung. Ich erhielt noch zuletzt Besuch und saß wie auf Kohlen. Guten Tag, Frau Senator! Welch eine stattliche Tafel! Wundervolles Borgellan! Selbst gemalt? Nicht? Nach dem Blumenstrauß zu urtheilen, hätt' ich's fast geglaubt! Ach, Frau Kanzleirat Wiedehopf! Wie glücklich bin ich, Sie wiederzusehen —.“ Die Kanzleirätin versank bei diesen Worten in einer roten Wolke von Stolz, Tüll und Schamgefühl.

„Zu gütig, Frau Bürgermeisterin!“ stammelte sie voll Entzücken.

Die junge Frau ging weiter, den knizenden Damen der Reihe nach die schmale, feine Hand reichend. „Ach! Frau Kämmerer Obeling!“ sagte sie jetzt, „gratuliere Ihnen zu Ihrem Töchterlein! Wo sich solche lebenswürdigen Borzüge zu einander gesellen — Sie brauchen nicht zu erröthen, liebes Fräulein Klothilde! — da sprechen die verebten Tugenden der Mutter von selbst.“ Sie reichte die Hand jetzt der Frau Kettig. „Mit Ihnen sollte ich eigentlich schmolzen! Seit der Rückkehr von unserer Reise quält mich mein Mann jeden Tag mit der bestimmt ausgesprochenen Absicht, sich bei der Lebensversicherung Ihres Gatten einzukaufen zu wollen. Das erschreckt mich!“

„D, das klingt nur so gefährlich!“ trompetete die Angeredete mit sonnigstem Lächeln, wobei ihre zwei Schneidezähne wie zwei Felsenriffe aus dem Munde starren.

„Geehrte Frau Bürgermeisterin,“ schaltete jetzt die Senatorin ein und deutete leicht auf die noch immer kerzengerade stehende Fräulein Lilienkron hinüber, „darf ich die Damen vorstellen? Frau Bürgermeister Uhlendorffer — Fräulein Hulda Lilienkron, Vorsteherin der hiesigen Spielschule für Kinder „höherer Stände.“

„Ach, das ist ja vortrefflich,“ sprach die junge Frau lehaft und bahnte sich einen Weg zu der langgelockten alten Jungfer, „wie freue ich mich, daß mir schon heute die Gelegenheit gegeben wird, Sie kennen zu lernen. Es lag ohnehin in meiner Absicht, Sie demnächst aufzusuchen — das heißt, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist —“

„D, ich bitte — ich wüßte nicht, was —“

„Die ganze Stadt ist Ihres Lobes voll, und mich selbst begeistert Ihr Stand so ungenehm, daß ich schon einmal nahe daran war, selbst eine Spielschule zu eröffnen. Welch eine edle Aufgabe, in die jungen Seelen der Kinder die ersten Keime der Bildung und Gesittung zu pflanzen! Geben Sie mir Ihre Hand, Fräulein, wir müssen Freunde werden. Wollen wir?“

„Frau Bürgermeisterin — Sie überraschen mich — welche Ehre!“

„Machen Sie mir diese Freude! Also nächstens komme ich.“ Man nahm Platz. Stühle rückten, seidene Kleider knitterten, und Porzellan und Silber klapperten durcheinander. Eine Pause war eingetreten. Da löste die Bürgermeisterin den Bann. „Ohne Abenteuer ist unsere Hochzeitsreise auch nicht abgegangen,“ begann sie.

Es wurde noch stiller im Raum. Zwanzig leicht gerötete Gesichter hoben sich von ebenso vielen frisch gefüllten Kaffeetassen in die Höhe.

„Sie werden bemerkt haben, daß ich bei meiner Ankunft am Bahnhofe keinen Hut auf dem Kopfe hatte?“ Zwanzig Köpfe sehten sich in eine Schüttelbewegung, damit anzudeuten, daß niemand diesem völlig nebensächlichen Umstand Aufmerksamkeit geschenkt hätte.

„Wir hatten beide Wagenfenster der Hixe wegen auf, und als wir nun in den Verrabahn-Tunnel hinter Eisenach hineinfaßen, saß ein plötzlicher Stoßwind mein leichtes Hütchen und trägt es hinaus.“

„Wie fatal! Ja, das kann jedem passieren!“

„Nun, wir haben die Sache nicht tragisch aufgefaßt, haben tüchtig gelacht und, wie Sie wohl bemerkt haben werden — wieder energisches Kopfschütteln den Kaffeetisch auf und ab — half ich mir, so gut es eben anging. Danke schön, liebe Frau Senatorin, danke sehr! Das ist ja entzückendes Bisquit! Selbst gebacken? Uebrigens habe ich mein Hütchen unverfehrt durch die Bahnverwaltung wieder erhalten.“

Die Frau Kanzleirätin Wiederhops tuschelte der neben ihr sitzenden Senatorin zu: „Ein entzückendes Frauchen! Ich melde mich zum Strickverein wieder zurück.“

„Brav von Ihnen, liebe Wiederhops! Uebrigens haben Sie recht, wir können uns gratulieren! Noch ein Schälchen Kaffee vielleicht gefällig?“

„Ich danke! Ich auch! Ich auch! Ich kann keinen Bissen mehr hinunterbringen.“

„Nun, dann wollen wir zu den Speisen mit Fruchtsaucen übergehen!“ Die Senatorin klingelte dem Dienstmädchen. „Albertine, räume ab und stelle den nächsten Gang auf den Tisch!“

Munter spann sich jetzt die Unterhaltung ab und, von der jungen Bürgermeisterin angeregt, war alles Leben und Bewegung. Zum Schluß ward die mächtige Torte nebst der Erdbeerbowle auf den Tisch gesetzt und beides mit Andacht und ehrlichster Hingabe genossen. Mitten in diesem feierlichen Thun sprang die Bürgermeisterin auf.

„Wie schade,“ rief sie, „daß keine Herren hier sind, dann würden wir tanzen! Tanzen ist so schön! Nicht wahr, Fräulein Klothilde?“ wandte sie sich an das junge Mädchen, dessen Augen leuchtend an ihrem Antlitz hingen. „Nun, da es heute nichts ist, so — ich bitte ums Wort!“ — sie schlug, schelmisch lachend, an das Bowleglas, „so beantrage ich hiermit, der Strickverein wolle beschließen, daß die nächste Sitzung in Gestalt eines Waldfestes mit Musik, Gesang, Tanz und Heimzug mit Stocklaternen gefeiert wird. Natürlich mit Herren! Das nähere können wir später noch beraten. Die Hälfte der Unkosten trägt der Verein, die andere Hälfte erlaube ich mir zuzusteuern. Abstimmen meine Damen! Hände hoch! Eins — zwei — drei — zehn — siebzehn — zwanzig! Einstimmig angenommen! Bravo, bravissimo! Ich danke Ihnen! Unser Strickverein, er lebe hoch! hoch! hoch!“

Die Gläser klangen unter Lachen und Beifallsgemurmel an. Solch einen fröhlichen Tag hatte der gute Strickverein seit seiner Begründung nicht gefeiert.

Als nach einer halben Stunde sich die junge Frau empfahl, war man einig, daß Neuenhofen sich glücklich schätzen müsse, solch einen Ausbund von Scharfsinn, Lebensheiterkeit, Geselligkeit, Mitgefühl, Bescheidenheit und herzlichem Uebermut zu besitzen. Die neue Bürgermeisterin war kaum zur Thür hinaus, da brach es los. Zuerst die Kanzleirätin.

„Wie fein, wie zartfühlend!“ rief sie, „kein Ton darüber, daß mein armes Tüllkleid so scheußlich gelitten hat. Sie hat mein ganzes Herz gewonnen!“

„Sie sehen, meine Damen, es ist gut, mit seinem Urteil anfangs zurückzuhalten,“ rief dröhnend die Frau Agentin, „man thut nur zu häufig Unrecht.“

„Wie grazios sie sich zu benehmen weiß! 's ist eben alles Schick, Bildung, natürliche Anlage bei ihr! So mancher könnte sich daran ein Beispiel nehmen!“

„Sehr richtig bemerkt, Frau Wasserbauinspektor!“ sprach jetzt die Klientin. „Auch ich muß gestehen, daß ich mit falschen Voraussetzungen hierher kam, daß ich aber eines besseren belehrt worden bin und offen aussprechen muß: unsere neue Bürgermeisterin verdient die vollste Achtung!“

„Bravo!“ rief in begeisterter Aufwallung das Töchterlein Klothilde, ward aber sofort durch achtunddreißig strafend auf sie gerichtete Augen an ihre Jugend erinnert.

Als die Bürgermeisterin daheim wieder anlangte, fand sie den jungen Gatten melancholisch vor seinem Schreibtisch sitzend. Nun sprang er auf und eilte ihr entgegen.

„Was hast du, August?“ forschte sie besorgt und ihn dann herzlich lieblosend.

„Was ich habe? Nichts habe ich erreicht, Esfriede! Meine schönsten Verbesserungspläne sind mir von der Stadtvertretung abgeschlagen worden. Schließlich setzte ich wenigstens noch eine Beratung durch. Ich habe das ganze Stadtrégiment satt!“

„Wann soll die Schlußberatung stattfinden?“

„In vierzehn Tagen!“

„Gut, sehr gut! Kopf oben, Schak! Hier meine Hand! Ich garantiere dir den Sieg! Die Frauen habe ich auf meiner Seite! In acht Tagen ist Waldfest und wenn ihr dann in wieder acht Tagen zusammentretet, wird im Sitzungssaale des Rathauses der guten Stadt Neuenhofen ein Sieges- und Dankfest abgehalten werden. Und nun komm, gib mir einen Kuß, und wenn deine kleine Bürgermeisterin nicht den Sieg davon trägt, dann — komm, noch einen Kuß, lieber, alter, guter Brunnbär!“

Und sie trug den Sieg davon.

Das Waldfest droben auf einer von Fichten eingefäumten Bergmatte verlief in schönster Heiterkeit. Die neue Bürgermeisterin schien überall zugleich zu sein. Von Brühbahn an tanzte sie die Reihe herunter bis zum jüngsten Stadtverordneten und wußte einem jeden etwas Liebes und Anheimelndes zu sagen, während der Bürgermeister es sich zur Pflicht gemacht zu haben schien, seine junge Gattin völlig links liegen zu lassen.

Denn kaum eine der Damen, die er nicht im fröhlichen Reigen unter den Klängen der Stadtkapelle über die Wiese schwang! Versöhnung hüben wie drüben! Als man sich dann zum mitgebrachten Abendbrot niederließ, aus den Fichten heraus ein gut geschultes Männerquartett erscholl, da war alles Stimmung, Weichheit, Hingebung. Im Polonaisenschritt ging's endlich mit Stocklaternen heim. Brühbahn führte die kleine Bürgermeisterin, ihr Gatte die Frau Senator Kühlewetter. Das erste Paar, das den Zug eröffnete, war immer ein Stück voran. Es sprach eifrig, und Brühbahn schien nichts weiter zu thun zu haben, als immer nur zu beteuern und zu bekennen und das Blaue vom Himmel herunter zu versprechen.

Wieder acht Tage später stand am Abend die Frau Bürgermeisterin in ihrem Stübchen, die weiße Stien sinnend gegen das Fenster gedrückt. Ungebulbig sah sie zuweilen nach der Uhr und richtete dann wieder ihre Blicke nach der Wiese, über welche der Gatte gewöhnlich vom Rathause her pflöge heimzukehren. Auf einmal richtete sie sich höher auf. Sie hatte ihn erkannt. Und jetzt — täuschte sie sich auch nicht? Nein, er schwenkte sein kleines, graues Hütchen fröhlich über dem Haupte und lachte über das ganze Gesicht.

Gott sei Dank! Er hatte gesiegt! Mit klopfendem Herzen empfing sie den Gatten am Eingang des Hauses.

„Durch?“ haftete sie mit leis zitternder Stimme.

„Durch, Esfriede, mit allen Stimmen! Und das danke ich dir! Denn wenn es diesen Kerlen und ihrer Stadt auch zum Segen gereicht, sie hätten es nimmer eingesehen und angenommen. Nun aber, hurra! Jetzt bin ich im Fahrwasser!“ Und er hob sein junges Weib, um die Hüften sie fassend, hoch in die Luft.

„Frau Bürgermeisterin!“ lachte er selig und stolz zugleich, „ich bringe dir meine Huldigung dar! Und nun komm noch ein paar Minuten vor dem Abendessen in den Garten, mir ist das Herz zum Berspringen voll, und drinnen im Hause wird's mir zu eng.“

Sie bogen um die Ecke des weinmüranken Häuschens und traten auf die Wiese des Gartens. Zwischen den Bäumen blinkten die ersten Sterne, und über dem nahen Buchenberge leuchtete des aufsteigenden Mondes ruhiger Glanz. Durch die süße Abendstille klang sanft der Ton einer Flöte aus der Nachbarschaft. Erst weich und getragen, dann allmählich in einen flotten Ländler übergehend. Da zog der Bürgermeister sein junges Weib an seine Brust, schlang seinen Arm um ihren Leib und schwebte zwischen Blätterrauschen und Mondschimmer über die Wiese im Tanze dahin. Am Gartenzaun droben schritt soeben der alte ergraute Stadtergeant vorüber. Nun aber blieb er stehen und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf das seltsame Schauspiel. Die Bürgermeisterin zur Flöte im Mondschein tanzend! Seit mehr als vierzig Jahren war er im Dienst, das aber hatten seine Augen noch nicht gesehen. Da dämmerte es in ihm auf, daß hier wohl Glück und Liebe ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Er strich, halb unwirsch, über den weißen Schnauzbart, that einen Fluch und dachte dabei gerührt der eigenen Jugendzeit.

Ansteckende Kinderkrankheiten.

Von Dr. P. R. Koch.

Nachdruck verboten.

Es giebt eine Reihe von Krankheiten — und ihre Zahl mehrt sich zuweilen — welche man als durch Ansteckung entstandene erklärt und daher für vermeidbar halten muß. Die Ansteckung geschieht bei ihnen allen durch das Einbringen von Pilzen in den Körper. Je nachdem nun aber diese Pilze vom Boden aus den Menschen befallen, oder von einem Menschen auf den anderen übertragen werden, teilt man die ansteckenden Krankheiten wieder in miasmatische und kontagiöse. Eine exquisit miasmatische Krankheit ist z. B. das Wechselfieber (Malaria), dessen Entstehen immer nur an den Aufenthalt in gewissen Gegenden geknüpft ist, wo der die Krankheit erzeugende spezifische Pilz im Boden wuchert und von da aus, wahrscheinlich durch Einatmung, in den menschlichen Körper gelangt. Gefährlicher für uns sind die sogenannten kontagiösen, im engeren Sinne ansteckenden Krankheiten, weil sie sich auch innerhalb der Familien fortpflanzen können, der Scharlach, die Masern, der Keuchhusten und die Diphtherie.

Die genannten vier Krankheiten entstehen immer nur durch Ansteckung (niemals durch Erkältung, Diätfehler oder andere Ursachen), und diese Ansteckung kann nur von einem bereits daran Erkrankten ausgehen, unmittelbar oder mittelbar, das heißt, man kann sich anstecken entweder durch Berührung eines solchen Kranken, oder durch Aufenthalt im Krankenzimmer und Einatmen der Krankenluft, oder drittens durch Anfassen von Gegenständen, welche der Kranke in der Hand oder am Leibe gehabt hat (Wäsche, Kleider, Spielzeug, Bücher u. s. w.) oder endlich — auch wenn man nicht im Krankenzimmer war — durch dritte Personen, welche mit dem Kranken oder seinen Utensilien in Berührung gekommen sind und nun, vielleicht ohne selbst krank zu werden, die Krankheit fortzuschleppen.

Ist Ansteckung erfolgt, hat sich ein Familienglied an dem anderen infiziert, so dauert es eine ganze Weile, bis die Krankheit zum Ausbruch kommt und sich erkennbar zeigt. Wir nennen diesen Zeitraum die Inkubationszeit und erklären sie uns als die Zeit, welche der in den Körper eingedrungene feindliche Pilz braucht, um sich darin zu vermehren und durch seine Vegetation das normale Getriebe des Lebens, welches wir als Gesundheit bezeichnen, zu stören.

Diese Periode des Verborgenseins der Krankheit, der Inkubation, ist bei unseren Krankheiten verschieden lang. Sie dauert beim Scharlach 4—7 Tage (d. h. bis zum Eintritt des Fiebers, 1—2 Tage noch länger bis zum Ausbruch des Ausschlags), bei den Masern braucht's 10 Tage, bis die charakteristischen Krankheitserscheinungen: Fieber, Schnupfen, bellender Husten, Thränen der Augen auftreten, dann noch 3—4 Tage, bis der Ausschlag sich zeigt. Beim Keuchhusten nimmt man eine Inkubationszeit von 11 Tagen, bei der Diphtherie endlich eine solche von 2—5 Tagen an. Rechnet man also im Erkrankungsfall diese angegebene Zeit zurück, so kommt man damit auf den Ansteckungstermin und in vielen Fällen auch zur Ansteckungsquelle.

Die Maßregeln nun, welche eine verständige und umsichtige Mutter gegen die Weiterverbreitung einer solchen Krankheit

innerhalb ihrer Familie zu nehmen hat, schließen sich eng an jene obengenannten Möglichkeiten der Ansteckung an.

Zunächst ist der Kranke selbst recht sauber zu halten. Früher galt er leider als ein Noli me tangere, den man nicht anzufassen wagte. Das hat sich als ein großer Fehler erwiesen. Man darf nicht nur, sondern man muß einen jeden solchen Kranken, auch wenn er fiebert, täglich waschen und oft mit frischer Wäsche versehen. Seinen Auswurf sammle man in Gefäßen, die zum vierten Teile mit 5proz. Karbolsäurelösung gefüllt sind. Ist der Patient in die Rekonvaleszenz eingetreten, so bade man ihn einigemal oder feise ihn wenigstens gründlich mit heißem Wasser ab. Ist er sodann mit anderer Wäsche und anderen Kleidern versehen, so darf er mit den Seinen wieder in Verkehr treten.

Als Krankenzimmer wähle man eine geräumige, gut lüftbare, abgeforderte Stube, womöglich in einem über den Wohnräumen gelegenen Stockwerk, und entferne aus ihr, ehe man den Patienten hineinbringt, alles unnötige Mobiliar, namentlich Kleider, Tischdecken und Teppiche, weil diese nur als Staub- und Pilzfänge dienen. Dieses Zimmer muß fleißig gelüftet werden, bei windigem oder kaltem Wetter derart, daß man die Rouleaux vor dem geöffneten Fenster herunterläßt, oder bei Doppelfenstern so, daß man unten das äußere Fenster, oben das innere öffnet. Auch muß die Stube täglich mit feuchten Tüchern aufgewischt werden, die man dann sofort eine halbe Stunde lang brüht.

Der Verkehr mit diesem Krankenzimmer soll möglichst eingeschränkt werden. Wer aber bei dem Patienten zu thun hat, der soll sich nachher mit zweiprozentiger Karbolsäurelösung die Hände waschen und die Kleider wechseln, ehe er zu den anderen Kindern geht. — Die schmutzige Wäsche endlich darf nie trocken weggelegt, sondern soll sofort in derselben Lösung 24 Stunden lang eingeweicht, dann eine halbe Stunde lang gekocht und endlich in einer Kaliseifenlauge ausgewaschen werden, die man sich durch Auflösung von 20 Gramm schwarzer oder grüner Seife in 10 Liter Wasser bereitet.

Nach der Genesung ist das Zimmer, in dem der Kranke lag, bei schwerer Krankheit polizeivorschriftmäßig zu desinfizieren. Bei leichter Erkrankung aber wenigstens mehrere Tage zu lüften (Durchzug!), ehe es wieder in allgemeinen Gebrauch genommen werden darf.

Nach dieser allgemeingiltigen Bepfehlung wenden wir uns jenen vier Kinderkrankheiten im besonderen zu:

1. Scharlach. Derselbe ist in hohem Grade ansteckend. Schon der einmalige Aufenthalt eines Kindes im Krankenzimmer kann dasselbe erkranken lassen. Auch durch dritte Personen und allerlei Gegenstände, mit denen der Kranke in Berührung kam, kann, wenn es auch nur selten geschieht, die Verschleppung der Krankheit bewirkt werden.

Da das Scharlachfieber nicht allein sehr ansteckend, sondern auch recht gefährlich ist, so ist eine strenge Isolierung des Patienten dringend anzuraten. Die anderen Kinder sind, wo es angeht, aus dem Hause zu entfernen. Der Patient soll im Laufe der vierten Woche mehrmals gebadet und abgefeist werden. Hat er dann reine Kleider bekommen, so darf er am Ende der vierten Woche wieder mit der übrigen Familie in Verkehr treten (nach Vorschrift der Berliner Polizei darf er erst nach sechs Wochen wieder zur Schule).

2. Masern. Bei ihnen ist Ansteckung schon vom Beginne der Krankheit an möglich, besonders aber während des Ausschlags, und etwa bis zur vierten Woche. So lange darf ein masernkrankes Kind also auch mit fremden Kindern nicht verkehren, noch zur Schule.

Da die meisten Menschen doch so wie so einmal im Leben an Masern erkranken und die Krankheit meist ungefährlich ist, so pflegt man die anderen Patienten nicht zu isolieren. Zudem muß diese Sorglosigkeit auch seine Grenzen haben. Sehe junge Kinder und solche, welche auf der Brust schon nicht ganz taktfest sind, soll man doch vor Ansteckung mit Masern sorgsam hüten.

3. Keuchhusten. Der Keuchhusten ist eine recht gefährliche Krankheit, und weit schlimmer als sein Ruf. Unter den ansteckenden Kinderkrankheiten erfordert er neben Diphtherie die meisten Opfer, und Ansteckung erfolgt bei ihm deshalb sehr leicht, weil er oft im Anfange nicht gleich erkannt wird. Der Husten klingt anfangs ebenso wie bei anderem Brustkatarrh, und erst nach und nach bekommt er den charakteristischen Klang des „Keuchens“ und „Ziehens“. Da er am häufigsten bei Kindern bis zum sechsten Lebensjahre vorkommt, so erfolgt die Ansteckung daran häufig in Kindergärten, Krippen und auf den Spielplätzen.

Bei seiner Gefährlichkeit und Langwierigkeit ist eine Isolierung der Kranken von den gesunden Kindern geboten, und besonders suche man Kinder unter einem Jahre, ebenso strotzige und rhachitische Kinder vor Ansteckung zu bewahren. Die gesunden Kinder mag man aus dem Hause schicken. Aber ein keuchhustentkranktes Kind zu seiner Genesung an einen anderen Ort zu senden — wie es vielfach geschieht — das halten wir wegen der daraus entspringenden Gefahr für die Kinder jenes Ortes, für einen unerlaubten, frevelhaften Egoismus. Wie lange die Ansteckungsfähigkeit dauert, darüber weiß man nichts Sicheres; man darf annehmen, so lange, wie der Husten eben jenen ziehenden Ton noch hat.

4. Diphtherie. Die Diphtherie ist eine Krankheit, die gleicherweise am häufigsten Kinder befallt. Nach dem zehnten Jahre wird sie viel seltener. Das die Krankheit erzeugende Gift (eben der spezifische Diphtheriepilz) dringt wohl am häufigsten mit der Atemluft in den Körper und setzt sich im Rachen fest, dort zunächst eine örtliche Krankheit erzeugend, die erst später den ganzen Körper durchseucht. Das Gift ist sehr dauerhaft und haftet an mancher Derlichkeit mit großer Hartnäckigkeit. Ist ein Kind an Diphtherie erkrankt, so sollen die Geschwister fern gehalten werden, und man unterjuche täglich deren Schlund, um die Krankheit gleich beim ersten Auftreten zu erkennen. Gut ist es auch, sie vorbeugend mit einer schwachen Lösung von übermangansaurem Kali (1:1000) oder chlorsaurem Kali (2:100) öfters gurgeln zu lassen. Wer es haben kann, thut gut, die anderen Kinder aus dem Hause zu schicken. Der Patient soll isoliert bleiben bis fünf Tage nach völliger Verschwinden des Schlundbelags und darf erst nach vier Wochen wieder zur Schule. Sein Krankenzimmer aber muß nach der Genesung auf das gründlichste desinfiziert werden.

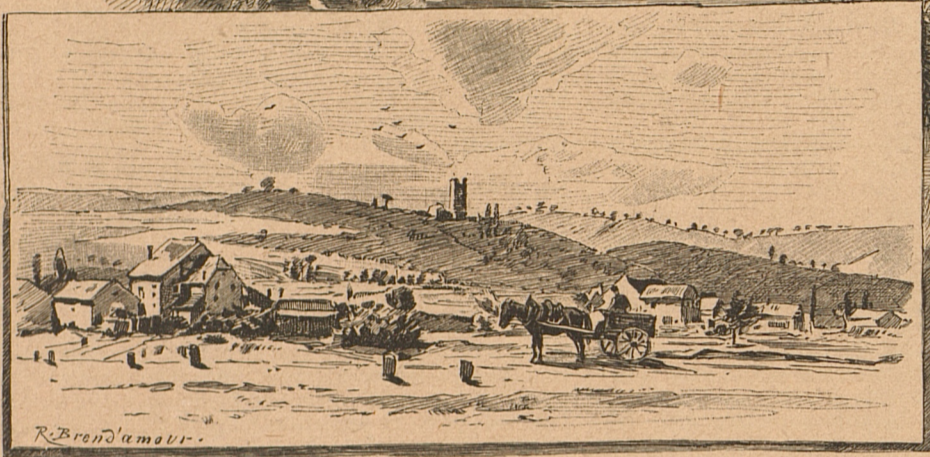
Das wären die wichtigsten Maßnahmen, die man bei jenen kontagiösen Krankheiten in erster Linie zu treffen hat, und wir hoffen mit ihrer Hervorhebung Augen zu stiften.



Der Laacher See.

Zu dem Artikel: „Bilder vom Rhein.“

(Seite 276 und 277.)



Plaidt mit der Ruine Wernersee.

Neues vom Büchertisch.

„Die Psalmen.“ In Bibelstunden von Karl Gerok. Drei Bände. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe. Der literarische Nachlaß des verdienten Prälaten und religiösen Dichters Karl Gerok ist durch die zahlreichen, seit seinem Tode veröffentlichten Werke noch keineswegs erschöpft. Beweis dafür noch manche in Aussicht gestellte Publikationen, insbesondere die in drei Bänden vorliegende Sammlung von „Bibelstunden“, die Psalmen betreffend; vom Entschlafenen einst in den Jahren 1850 — 1858 ausgearbeitet und in sonntäglichen Abendandachten in der Stiftskirche zu Stuttgart vor einer ihm treu anhängenden Gemeinde vorgetragen. In ihrer gemütsinnigen, klaren und frommen Fassung werden sie, meinen wir, auch ohne den belebenden Hauch des persönlich Vortragenden, ihre Wirkung auf fromme Gemüter nicht verfehlen und des ehrwürdigen Geistlichen Gedächtnis bei den Nachlebenden lebendig erhalten.

„Ausgewiesen“ und andere Novellen. Von Eduard Engel. Dresden und Wien, Verlag des „Universum“, Hfr. Hauschild. Der geistvolle Litterarhistoriker, von dem wir unlängst die treffliche Novellen-Sammlung „Wand an Wand“ besprachen, beschenkt das Publikum abermals mit drei Novellen, deren erste beide „Ausgewiesen“ und „Paraskevula“ als Muster ihrer Gattung zu bezeichnen man kein Bedenken tragen darf. Wir entsinnen uns seit Jahren kaum, Ergreifenderes und künstlerisch Vollenderes gelesen zu haben, als die Schilderung des Seelenzustandes der beiden Alten, die einem „Staatsinteresse“ zuliebe plötzlich die alte, liebe Heimstätte verlassen und über die russische Grenze auswandern sollen, diesem Schicksale aber den Tod vorziehen. Und wie erschütternd das Los jener seelenstarken Griechin Paraskevula und ihres armen Geliebten — nicht ohne tiefe Bewegung vermag man die wunderbare Schilderung ihres letzten Lebensganges zu lesen. Die letzte Erzählung „Ein Bekenntnis“, so virtuos auch ihr Vortrag ist, hat uns weniger zu überzeugen vermocht.

„Wahre Liebe.“ Roman von H. von der Elbe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Die Liebe der Frau, die dem ihr angetrauten Manne in tosenden Stürmen treu zur Seite steht, mutig ausharrend und mit weiblichem Takt und weiblichem Gelmüt nur auf sein Bestes bedacht, selbst in den Fällen, wo hundert andere an ihrem eigenen Geschick verzweifeln würden — diese echte, wahre Liebe ist es, die in dem Buche zum Ausdruck gelangt und dem mitfühlenden Leser eine reine, schöne Beiriedigung gewährt.

„Lebenserinnerungen.“ Von Wilhelm Lübke. Mit einem Bildnis. Berlin, Verlag von F. Fontane. 1891. Die Memoirlitteratur Deutschlands, noch bis zu Goethes Zeit höchst dürftig bestellt und mit dem außerordentlichen Reichtum Frankreichs und Englands auf diesem Gebiete nicht entfernt den Vergleich aushaltend, hat seit etwa vier Jahrzehnten in erfreulicher Weise wachsende Erträge geliefert. Namentlich in zahlreich veröffentlichten historischen und militärischen Denkwürdigkeiten hat sich der Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts eine reiche Fundgrube für die Darstellung intimerer politischer Vorgänge erschlossen. Aber auch an literarischen Denkwürdigkeiten hat es neuerdings nicht gefehlt, und dieselbe Verlagshandlung, der wir die für das Leben großer Künstler, wie Rauch und Rietschel, wertvollen Publikationen verdanken, bietet uns in den „Lebenserinnerungen Wilhelm Lübkes“ abermals einen höchst willkommenen Beitrag zur Geschichte der deutschen Kunst in ihrer literarischen Behandlung. Der außerordentlich populäre und als Lehrer, wie durch seine zahlreichen trefflichen Handbücher der Kunstgeschichte seit Jahrzehnten in umfassendem Wirkungskreise stehende Verfasser schildert in schlichter, aber um so wohlthuerender Weise seinen Bildungsgang, seinen Verkehr mit tüchtigen Zeitgenossen, die Genese seiner Geistesprodukte, seine Lehrthätigkeit bis zur Berufung nach Stuttgart und verpflichtet den denkenden Leser zu warmem Dank.

Aufgabe.

Aus dem Worte Haidenröslein soll gebildet werden:

1. Eine Stadt in Westfalen.
2. Ein wegen seiner Grausamkeit berühmter römischer Kaiser.
3. Drei weibliche Vornamen.
4. Zwei Nebenflüsse der Donau.
5. Ein Badeort in Nassau.
6. Ein Mineral.
7. Der Name des Paradieses.
8. Eine wüste Strecke Landes.
9. Ein Gott aus der nordischen Mythologie.
10. Ein vielbesungener deutscher Strom.
11. Göttinnen des griechischen Altertums, welche die Schiffer durch ihren Gesang bezauberten.
12. Eine Stadt in Ägypten.
13. Ein Heros des alten Griechenland.

E. F.

Dreißigbüiges Rätsel.

Das Erste schaffst des Mädchens Hand
Zur Pier für Tüchlein und Gewand;
Die Letzten nennen uns ein Los,
Das unser harrt im Himmelslosh.
Das Ganze aber klingt gar schlecht,
Und keinem ist der Titel recht.
O, stieh' davor mit rüst'gem Sinn,
Es raubt dir Segen und Gewinn.

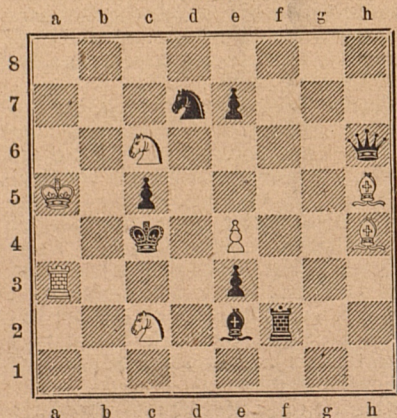
Fr. P.

Auflösung des Rätsels Seite 240.
Lafchengelb.

Schach.

Aufgabe Nr. 294.

Von K. A. Gilbert.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der

Schach-Aufgabe

Nr. 292 Seite 240.

Weiß.

1. T d 6 — b 6.

Hierdurch tritt Zug-

zwang ein.

Schwarz.

1. Beliebig.

Weiß.

2. D. T. oder S. matt.

Korrespondenz.

Verschiedenes. J. v. K. in N. Der Ausspruch ist von Wilhelm Müller und lautet: „Das Recht sagt: jedem das Seine — die Liebe: jedem das Meiste.“

H. v. N. Keines der eingesandten Manuskripte eignet sich leider für unser Blatt. Wir bitten um Angabe einer Adresse zur Zurücksendung derselben.

W. D. in Bremen. Das erste Jahressupplement 1890/91 zu Meyers Konversationslexikon ist (im Verlage des Bibliographischen Institutes zu Leipzig) bereits erschienen. Der stattliche Band bringt in rühmensewerter Vollständigkeit alle Ergänzungen, die seit dem Erscheinen der letzten Ausgabe in der ereignisreichen jüngsten Zeit notwendig geworden sind.

Deutsche Hausfrau in Kl.-M. Für Saucen sind Weigüß oder Brühe die gebräuchlichsten Uebersetzungen.

Abonnetin in F. Die leichten Staubmäntel, die zum Schutz der sommerlichen Toiletten getragen werden, mögen recht praktisch sein, grazios und hübsch sind sie aber nicht und sollten deshalb nicht täglich wie eine Uniform getragen werden. Ein leichtes praktisches Kostüm ist immer das Liebste.

Agatta in Königsberg. Von den Rätseln sind die meisten brauchbar, aber die beiden Erzählungen müssen wir Ihnen leider zur Verfügung stellen.

M. v. J. in O. Wir empfehlen Ihnen für Ihre Zwecke die im amtlichen Antrage herausgegebene Schrift des Geh. Medizinalrat Dr. Ritor „Die Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes.“ Die treffliche Schrift, die übrigens nur 50 Pf. kostet, giebt mit erfreulicher Klarheit, Kürze und Einfachheit im Ausdruck dem Laien Anweisung zu sachgemäßem Handeln bei allen Unglücksfällen, die schnelle Hilfe erfordern.

Dr. G. Z. in Wien. Jene Begierinschrift lautet:

„Nicht Lesen siehst Lesen
Das deutlich vor nicht
Nicht ein Augen kannst“

und will so gelesen sein:

„Ist das nicht ein deutlich Lesen,
Siehst vor Augen, kannst nicht lesen.“

G. M. in T. Zur Erleichterung für Kinder, die das Einmaleins erlernen, sowie zur Kontrolle bei den häuslichen Arbeiten ist der wohlfeile (60 Pf.) patentirte Apparat „Der kleine Rechenmeister“ (Leipzig, Buchhandlung von Hermann Bude) ein wertvolles Hilfsmittel, dessen Anschaffung sich wohl auch für Geschäftsleute empfiehlt.

H. G. in M. Ein gutes Rezept zu Medwachs, aus dem man beim Aetzen von Metallplatten einen erhabenen Rand formt, um die aufgegossene Masse zusammenzuhalten, lautet wie folgt: 16 Gewichtsteile gelbes Wachs, 8 Teile Schupferpech und 3 Teile venezianischer Terpentin werden zusammen geschmolzen, in kaltes Wasser gegossen und dann tüchtig durchgnetet. Eine andere Vorschrift für „Ränderwachs“ schreibt vor: 6 Teile gelbes Wachs, 8 Teile Burgunderpech, 3 Teile Terpentinöl und 3 Teile Hammeltalg. Von dieser Masse formt man 2 Cent. breite Streifen, welche man an die Ränder der zu ätzenden Platte andrückt; dann giebt man die Aetzflüssigkeit auf.

O. S. 1891. 1) Kullmers Handbuch für Gold- und Silberarbeiter und Zunftvereine; zweite Auflage von Dr. E. Eichler. Nebst Atlas. Erschienen bei F. W. Voigt in Weimar 1887. 2) Ueber Malerei auf Glas finden Sie Anleitung in der kleinen Schrift von Emmy Gordon: „Allelei Malverfahren“, Leipzig, Jehl's Verlag. Technische Anleitung für wirkliche Glasmalerei finden Sie in Streles Handbuch der Porzellan- und Glasmalerei (4. Auflage, Weimar 1883).

Kosmetik und Gesundheitspflege. Fr. K. in R. Uns ist über die Zusammensetzung des Haarfärbemittels von F. Starke in Weizenmehl nichts bekannt geworden. Bei Einblendung einer Originalflasche sind wir bereit, dasselbe auf seine wesentlichen Bestandteile prüfen zu lassen.

Junges Mädchen in A. Anna Gillays Haarwuchsmittel ist völlig wertlos; haarwuchserzeugende Mittel giebt es überhaupt keine.

H. G. in B. Das übermäßige Cigarettenrauchen ist von der allergrößten Schädlichkeit für den menschlichen Organismus. Ein amerikanischer Arzt verucht durch Zahlen zu beweisen, daß acht von Hundert aller Insassen der Zerkhäuser von Chicago denselben durch übertriebenes Cigarettenrauchen verlieren. Weiter wird behauptet, daß gerade diese Patienten zu den unheilbar Wahnsinnigen gehören und daß gerade bei ihnen Dohlsucht und Selbstmordveruche häufig sind.

V. D. Offen. Das sogenannte Kummereisliche Waschwasser ist in jeder Apotheke zu haben, da die Vorschrift zu demselben eine allgemein bekannte ist. Das Wirkflame in demselben ist Schwefel. Die Vorschrift lautet: 8 Gr. präzitiertem Schwefel, 5 Decigr. Kampfer, 1 Gr. Gummi arabikum, 60 Gr. Kalkwasser und 60 Gr. Rosenwasser; kunstgerecht zu mischen. Beim Gebrauch ist die Mischung vorher gut umzuschütteln. Abends vor dem Zubettgehen wird das Wasser auf die mit Nitzenen u. behafteten Stellen aufgetragen; es muß dort eintrocknen. Der auf der Haut verbliebene Schwefel wird am andern Morgen mit einem weichen Lappchen entfernt.